AMERIKA DURCH DIE LUPE DER KARIKATUR

P. Richards

Amerika durch die Lupe der Karikatur

Sächsische Maschinensatz-Druckerei, G. m. b. H., Werdau i. Sa.

P. Richards

Amerika durch die Lupe der Karikatur



RLV

Leipzig 1913 — Reflektor-Verlag

Zur Einführung.

Ich würde nicht das Odium auf mich nehmen, die nach Legionen zählende Anzahl von Büchern über Amerika, die alljährlich in allen Sprachen erscheinen, auch nur um ein einziges Bändchen zu vermehren, wenn ich nicht der vermessenen Meinung wäre, daß ich etwas nicht ganz Gewöhnliches zu sagen habe.

Du armes Amerika! Was ist in den letzten Jahren nicht alles über dich geschrieben worden! Kaum glauben deine Söhne imstande zu sein, deine Geschicke halbwegs anständig lenken zu können, flugs kommt eine neue Schiffsladung von Kolumbussen, um nach einem Fluge durch Hoboken und die angrenzenden Distrikte zu erklären, daß du völlig falsch regiert und verwaltet bist. Kleinliche Schreiberseelen, die das Bedürfnis fühlen, sich für geringfügige Unannehmlichkeiten zu revanchieren, die ihnen gelegentlich „drüben" widerfahren sind, verdammen dich in Grund und Boden. Sie werden nicht müde, täglich neue Geschwüre an deinem jungen Körper zu entdecken, und du müßtest längst gestorben sein, wenn ihre Diagnosen richtig wären. Aber nicht nur die Tadler setzen ein falsches Bild von dir in Kurs, sondern auch jene, die es gut mit dir meinen. Die Braven sind so kritiklos, daß sie dich als ein Land hinstellen, wo eitel Milch und Honig fließt. Beide, die Lober sowohl wie die Tadler, sehen dich also mit den Brillen vorgefaßter Meinungen an und sind gewöhnlich mit ihrem Urteil über dich schon fertig, wenn sie eigentlich erst beginnen sollten, darüber nachzudenken. Wenn ich ein Buch in die Hand nehme, dem diese traurigen Vorzüge auf tausend Schritte anzumerken sind, muß ich immer an den englischen Tarifreformer Rowley denken, der im Sommer des Jahres 1910 in Deutschland war und daraufhin einen dicken Wälzer vom Stapel ließ, der voll von schiefen und oberflächlichen Beobachtungen und verfehlten Schlüssen ist. „Der Deutsche ist arm und nährt sich vorwiegend von Pferdefleisch," orakelt zum Beispiel Seite 399 des Werkes! Kommt nun solch ein Rowley nach Amerika, wo die schroffsten Gegensätze hart nebeneinander stehen, so richtet er womöglich noch größere Malheurs an. Man sollte daher nur mit dem größten Mißtrauen der Literatur über Amerika näher treten und dies Mißtrauen auch den scheinbar harmlosen Autoren gegenüber beibehalten, die sich damit begnügen zu wiederholen, was andere, wenn auch bessere, Autoren bereits gesagt haben. Diese Wiederkäuer unter den Amerika-Schriftstellern übersehen, daß die Entwicklung, die bekanntlich nirgends still steht, in Amerika besonders rasche Beine hat, so daß, was gestern noch richtig war, heute bereits falsch und morgen Legende ist.

Natürlich denke ich nicht daran, mein abfälliges Urteil auch auf die große Zahl der wissenschaftlich oder belletristisch interessanten Werke auszudehnen, die über Amerika geschrieben worden sind. Aber selbst unter den scheinbar seriösen Werken findet man häufig genug solche, die es mit der Wahrheit nicht allzu genau nehmen und impressionistisch kraß gehalten sind. Der Deutsche nimmt nur gar zu gern alles für bare Münze, was ihm von drüben erzählt wird, und ich glaube nicht, daß es heutzutage noch jemanden in Deutschland gibt, der „nicht an Amerika glaubt", wie jene alte Bäuerin in Berthold Auerbachs Novelle „Die alte amerikanische Kiste". Man glaubt vielmehr schon selbst das Unglaublichste über Amerika, und daher sollten nicht nur die Defraudanten, sondern auch die Redakteure Europas dem seligen Kolumbus ein Denkmal errichten, denn sie tischen tagaus, tagein ihren Lesern die saftigsten Enten über Amerika auf.

So kommt es, daß man von den Menschen Amerikas in

Europa im Grunde genommen herzlich wenig weiß. Der Amerikaner lebt in der Vorstellung Europas als ein Mann mit stark wattierten Schultern, auffallend breiten Stiefeln und ebenso schlechten Manieren, die man ihm jedoch nicht übel nimmt, da ein befruchtender Dollarregen mit ihm kommt, der alle Preise zu lieblicher Blüte emportreibt, die Droschkenkutscher demoralisiert und den Import von Champagner steigert. Dies alles wäre anders, wenn es nicht gar so viele „fachmännische Federn" über Amerika gäbe und so viele Schriftsteller, die den Ehrgeiz haben, es Schiller gleich zu tun, der einen „Wilhelm Tell" gedichtet hat, ohne je die Schweiz gesehen zu haben, oder einem Karl May, der bessere Indianergeschichten schrieb, als sie jemals Buffalo Bill zustande bringen könnte.

Der Amerikaner nimmt wenig oder gar keinen Anstoß an all den schielen und falschen Schilderungen, die über ihn und seine Heimat verbreitet werden. Er ist von seiner überragenden Vortrefflichkeit so sehr überzeugt, daß er von dieser Literatur ungefähr so Kenntnis nimmt wie Caruso von einer Kritik seiner Leistungen in irgend einem provinzialen Wochenblättchen. Da er einen ausgeprägten Sinn für Humor hat, hält er das Lachen für eine der gesündesten Bewegungen, und da er ein Freund von Bewegung ist, macht er reichlichen Gebrauch davon, wenn er Urteile über sich und sein Land liest. Überhaupt spielt ja der Humor eine Hauptrolle im amerikanischen Leben, und der bekannte englische Schriftsteller Howells hat völlig recht, wenn er vom Amerikaner sagt: "When not trying to make money, he is trying to make a joke". Bekanntlich beruht dieser Humor, wie man ja aus Mark Twains Schriften weiß, zumeist auf starken Übertreibungen. Es gibt kein Land, in dem das "teasing", auch „kidding" genannt, das ungefähr dem Berliner „Verulken" entspricht, auch nur annähernd so populär wäre wie in Amerika. Selbst in die hohe Politik spielt es hinein, tummelt sich in den Spalten der Zeitungen und bildet das unumgängliche Schlußgericht bei allen Banketten. Ich kann mir keine gesellige Vereinigung erlesener Meister der Literatur, Politik und Kunst in Europa denken, die sich gegenseitig so verulken könnte, wie zum Beispiel die Tafelrunde des Gridiron Clubs in Washington, des Clover Clubs in Philadelphia oder des Amen Dinners in New York. Da gilt kein Ansehen der Person oder des Standes, und selbst der Präsident der Vereinigten Staaten muß es sich da gefallen lassen, in Wort und Bild nach allen Regeln der Kunst verspottet zu werden. Ich erinnere mich besonders heftiger Ausschreitungen auf diesem Gebiete gelegentlich des zwanzigjährigen Stiftungsfestes, das der Gridiron Club am 28. Januar 1905 im New Willard Hotel in Gegenwart des damaligen Präsidenten Roosevelt, des Richters Brewer vom Obersten Gerichtshofe und W. J. Bryans, des bekannten Hauptes der demokratischen Partei feierte. Sehr hübsch war das perplexe Gesicht, das ein Herr vom diplomatischen Korps machte, als er in seiner medaillengespickten Uniform aufstand, um eine Rede zu halten, und mit dem Zuruf begrüßt wurde: "Where are you checked for?" („Wohin sind Sie designiert?"). In Amerika werden nämlich alle Koffer mit Blechmarken in der Größe von Medaillen versehen, welche den Bestimmungsort anzeigen ....

Aber nicht nur im öffentlichen, sondern auch im Privatleben ist der Amerikaner ein großer Spötter vor dem Herrn. Am Tage des heiligen Valentine, des Schutzpatrons der Liebenden, äußerst sich dies besonders. An diesem Tage schickt man sich gegenseitig die sogenannten „Valentines", das sind satirische Darstellungen verschiedener Laster wie der Eitelkeit, des Geizes usw., welche zu Tausenden, mit kleinen Versen versehen, die für jedes Alter und für jedes Geschlecht passen, in den Buchhandlungen feilgeboten werden und in jedem anderen Lande zum Bruch zwischen den Personen, die sie sich zuschicken, führen würden. Auch die von Straßenhändlern feilgebotenen Kautschukpuppen, die durch Fingerdruck reguliert werden, groteske Grimassen schneiden oder die Zunge herausstrecken, würden wohl anderwärts verboten werden, wenn sie die hervorragendsten politischen Persönlichkeiten des Landes zur Darstellung brächten.

Was sich vollends die Presse an Spott und Humor leistet, ist gar nicht auszudenken. Tagtäglich werden da die Größten

des Landes in oft bedenklich bissiger Weise karikiert. Aber auch die unteren Klassen lassen es sich gern gefallen, verspottet zu werden, blicken mit gutmütigem Lächeln in die Zerrspiegel, die man ihnen vorhält, und quittieren über das, was sie darin sehen, meist mit der bescheidenen Bemerkung: "We are still a young country!" („Wir sind noch ein junges Land!"). Ebensowenig hat der Amerikaner gegen Kritik in und aus der Fremde einzuwenden, da er es ja von zu Hause gewöhnt ist, die Zustände und Verhältnisse seines Landes, sowie die Schwächen und Vorzüge seines Nationalcharakters mit aller Offenheit in Wort und Bild behandelt zu sehen.

Aber das Medium des Humors ist nicht unbedingt erforderlich, um dem Amerikaner Kritisches zu Gemüt zu führen. Er hört auch auf seriöse Artikel und Bücher, die sich mit ihm und seinem Land befassen. So hat sich besonders in der letzten Zeit in den größeren amerikanischen Blättern, wie Harper's, Scribner's usw. eine Literatur entwickeln können, welche nicht etwa von nörgelnden Ausländern, sondern von eingeborenen Schriftstellern verfaßt, das deutliche Bestreben zeigt, in alle Winkel des Landes hineinzuleuchten, die sozialen Übel aufzudecken, und zu bessern, was der Besserung bedarf. Als besonders wertvoll erwähne ich von Artikeln dieser Art z. B.:

Booze and Boodle. Sloane Gordon,
Our Industrial Juggernaut. Arthur B. Reeve,
In the world of graft. Josiah Flynt,
Slavery in the South to-day. Richard Barry,
The growth of cast in America. Charles E. Russell,
The national ravages of alcohol. Rene Bache,
The candy habit in America. George Foster,
The increase of lawlessness in the U. S. S. S. McClure,
On the decay of manners. Thomas N. Page,
The "gangs" of New York. Broughton Brandenburg,
Dollars vs. Pedigree. George Barr Baker etc. etc.

Wie weit die Aufnahmefähigkeit des Amerikaners in dieser Beziehung geht, beweist der Umstand, daß tendenziöse Bücher, wie "Frenzied Finance" („Tollgewordene Finanz") von T. W. Lawson oder Upton Sinclairs "The Jungle" („Der Sumpf"), seriöse Reflexionen verursacht haben. Daß ein Buch wie William Stead's "If Christ came to Chicago" anfänglich unterdrückt wurde, kann man den Amerikanern wohl nicht verargen. Ich glaube nicht, daß sich eine andere Nation eine derartige „Enthüllung" gefallen ließe, welche auf die gesamten Frauen und Mädchen des Landes ein so schlechtes Licht wirft, das im allgemeinen wohl doch unverdient ist. Dagegen kann ein Buch, das wie z. B. Charles Dickens' "American Notes", dessen Motto lautet: "Dedicated to those friends, who, loving their country, can bear the truth, when it is told good-humouredly and in a kind spirit", immer auf eine gute Aufnahme in Amerika rechnen, mag es auch noch so sehr amerikanische Fehler rückhaltlos tadeln, das Protzentum, die übergroße Prüderie, die tolle Jagd nach dem Dollar und alle die anderen Unsitten und Auswüchse der amerikanischen Kultur zur Zielscheibe seines Spottes machen. Es kommt dem Amerikaner eben weniger darauf an, was man ihm sagt, als in welchem Sinne es ihm gesagt wird. Hat er das Gefühl, daß der Autor es gut mit ihm meint, so geht er mit ihm durch dick und dünn, auch wenn der Weg stellenweise unangenehm und schwierig sein sollte. Die amerikanische Presse weiß das und nimmt darauf unablässig in Wort und Bild Bezug. Getreu der Weisheit Ibsens, der in seiner „Wildente" sagt: „Der beste Idealismus ist ein gesunder Realismus", bemüht sich die amerikanische Presse, die amerikanischen Dinge so zu sehen, wie sie sind.

Was ich nun mit dem vorliegenden Buche will, ist: ein Verzeichnis des sogenannten eisernen Bestandes der amerikanischen Karikaturisten zu geben. Ebenso nämlich wie die deutschen Witzblätter ihre stereotypen Figuren haben, den Studenten ohne Geld, den Förster, der aufschneidet, den Professor, der den Regenschirm vergißt, und die Schwiegermutter, die zu stets unwillkommenem Besuch kommt, ebenso haben wir amerikanischen Karikaturisten einen unerschöpflichen Fonds an dem Kassierer, der nach Kanada durchbrennt, dem Neger, der Hühner stiehlt, dem Kapitalisten, der den kleinen Mann erdrückt, und dem Policeman, der bestochen wird. Ein wesent-

licher Unterschied zwischen hier und dort besteht jedoch insofern, als wir nicht nur über eine konventionelle Sprache hinsichtlich einzelner Typen verfügen, sondern diese Sprache auch auf alle möglichen Begriffe ausdehnen. Die Skizzen, die ich im Nachfolgenden wiedergebe, sind daher weit entfernt davon, originell zu sein, aber sie haben auch nicht den Ehrgeiz, es zu sein. Sie stellen die sogenannten „Staple"-Ideen dar, die man im karikaturistischen Tagesdienst drüben zur Glossierung der täglichen Ereignisse benützt.

Nicht den flüchtigen Eindrücken eines eiligen Wandervogels, sondern den dezennienlangen Erfahrungen eines im Betriebe der englisch-amerikanischen Presse fest verankert gewesenen berufsmäßigen Beobachters entspringen also die Blätter, die ich darbieten werde. Ich glaube nicht, mich ihretwegen entschuldigen zu müssen, denn persönlich habe ich nur sehr mittelbar mit ihnen zu tun, da ich, als ich sie zeichnete, nur das zum Ausdruck brachte, was meine Verleger dargestellt wissen wollten und was im Grunde nichts anderes war, als was der Amerikaner über seine Schwächen und Fehler selbst aussagt.

Was schließlich den begleitenden Text betrifft, so enthält er nichts als eine Reihe krasser Tatsachen, die schon wiederholt in der amerikanischen Presse beleuchtet worden sind und sich nicht auf bloßes Hörensagen, sondern auf Selbsterlebtes und Selbstgefühltes stützen. So wie für die Skizzen weder Pinsel noch Schabpapier, so ist für den Text keinerlei Schönfärbemittel in Anwendung gebracht worden. Wenn ich im übrigen manchmal von New York und manchmal von ganz Amerika sprechen werde, so bitte ich den geneigten Leser, sich vor Augen zu halten, daß diese beiden Begriffe im Grunde genommen sehr verschieden sind. New York, dieses große Babel, das die Sprachen und Ideen aller Nationen der Welt in sich vereinigt, ist ebensowenig typisch für Amerika wie Boston oder Philadelphia. Jede dieser Städte ist vielmehr in ihrer Art ein Unikum. Ein hübsches amerikanisches Sprichwort lautet daher: „In New York zählt dein Geld, in Boston dein Talent, und in Philadelphia deine Vorfahren", und die verschiedenen Atmosphären dieser Städte werden auf diese Weise nicht übel charakterisiert. Was im besonderen New York betrifft, so gilt es in Amerika im allgemeinen als das Coney Island (der Rummelplatz) des Landes. Der Amerikaner fährt nach New York, um sich auszuleben, was ihn freilich nicht daran hindert, nur Worte der heftigsten Verdammnis für diese „Stadt der Sünde" zu finden, wenn er gesättigt nach Hause kommt. Die Bedeutung New Yorks für das geistige und geschäftliche Leben des ganzen Landes ist nichts destoweniger überragend. New York ist der Sitz der Börse und das Ziel der Millionäre, es besitzt die einzige bedeutende Oper Amerikas und versorgt das ganze Land mit Kunst und allen Verfeinerungen des Lebens. Trotzdem darf man nicht nach New York gehen, wenn man den richtigen Amerikaner kennen lernen will, der hauptsächlich in den Städten des Mittelwestens und teilweise auch in den "New England States" zu Hause ist. Was ich aber schildern will, ist der, wenn ich so sagen darf, internationale Amerikaner der Welt- und Großstadt, dieses merkwürdige Resultat aller möglichen Rassen und Nationen, die sich in ihm zu einer völlig neuen Rasse vereinigt haben, deren Naturgeschichte noch zu schreiben ist.

Nachdem ich in dieser Weise mein Gewissen von jeder Schuld, die man mir in die Schuhe schieben könnte, befreit habe, bitte ich die folgenden Blätter, deren Lückenhaftigkeit mir wohl bewußt ist, als das aufzunehmen, was sie sind und sein wollen: eine zwanglose Folge von Arbeiten aus dem Alltagsdienst eines amerikanischen Karikaturisten.

Die Segnungen der amerikanischen Freiheit.

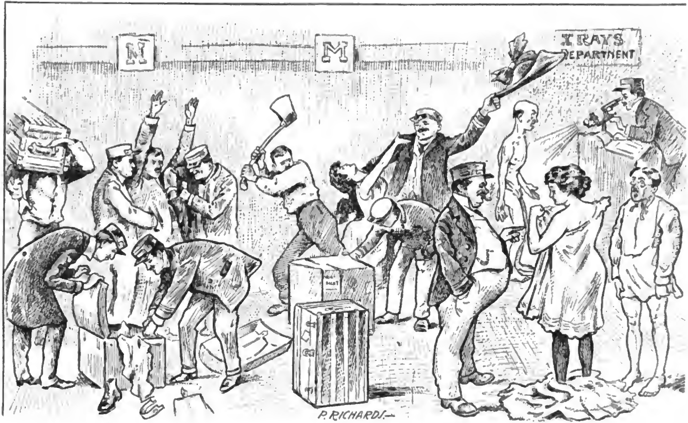
Bei der Einfahrt in den gewaltigen Hafen von New York grüßt den Einwanderer die Riesenstatue der Freiheit, jene stolze Frauengestalt mit der zum Himmel emporgereckten Fackel — das Wahrzeichen der Unabhängigkeit.

Wehe dem, der dies Symbol der Freiheit allzu pathetisch auffaßt! Ob die Vorfahren der heutigen Amerikaner jemals die Ufer der neuen Welt betreten hätten, oder ob Kolumbus nicht vielmehr mit seiner "Mayflower" weitergedampft wäre, wenn man ihm die Landung so unfrei und schwer gemacht hätte, wie dies heute der Fall ist, sei noch sehr die Frage. Das langwierige Verhör über die finanzielle und moralische Beschaffenheit des neuen Ankömmlings würde ja schließlich noch hingehen. Der endlose Fragebogen der amerikanischen Einwanderungsbehörde steht zwar in keinem Verhältnis zu dem deutschen Anmeldebogen, den auszufüllen sich der Amerikaner gewöhnlich mit Händen und Füßen sträubt. Es ist auch nicht allzu tragisch zu nehmen, daß man sich der Einwanderungsbehörde gegenüber sogar über die wichtige Frage äußern muß, ob man Nichtraucher oder Abstinent ist, denn schließlich schreibt man hin, was einem gerade in den Sinn kommt, und ich glaube, sogar der amerikanische Wahrheitsapostel George Washington würde es mit der Wahrheit nicht allzu genau nehmen, wenn er heute im New Yorker Hafen ankäme. Bedenklicher wird die Sache jedoch, wenn die umständliche Untersuchung und peinliche Internierung in Ellis Island darankommt, wo man die angeblich stets willkommenen Einwanderer wie das liebe Vieh durch eiserne Gitter hindurchtreibt und vor rücksichtslosen Ärzten im Gänsemarsch Paradeschritt üben läßt.

Allerdings kommt für Ellis Island nur die „Plebs" in Betracht und selbstverständlich bessert sich auch im demokratischen Amerika der Grad der Behandlung, die das Publikum erfährt, im quadratischen Verhältnis zu seiner sozialen und finanziellen Position. Lenken wir also unsere Schritte hinüber zu den geräumigen Hallen des Custom-House (Zollschuppen), wo Koffer, Kisten und Schachteln des sogenannten besseren Publikums der Zollabfertigung harren.

Bereits vor der Landung nehmen im Dining-room des Schiffes Douanebeamte eine eidesstattliche Versicherung der Passagiere über den etwaigen zollpflichtigen Inhalt ihres Gepäcks entgegen. Man sollte daher annehmen, daß das Verfahren im Zollschuppen getreu dem amerikanischen Sprichwort "my word is my bond" eine reine Formalität sei. Wer sich vertrauensvoll hierauf verläßt, wird jedoch in der ärgsten Weise enttäuscht werden. Brüsk und fanatisch stürzen sich die uniformierten Herren der Douane auf jedes einzelne Stück der Bagage, kehren auf das Schonungsloseste das Oberste zu unterst und lassen den armen reichen Passagier schließlich inmitten eines Berges von Kleidungsstücken und Wäsche stehen, falls er nicht auch noch dazu verurteilt wird, sich einer körperlichen Visitation zu unterziehen, die in einer so rücksichtslosen Art vorgenommen wird, daß im Vergleich zu ihr das Vorgehen eines hartgesottenen Rekrutierungsarztes als überirdisch zart erscheint.

Die amerikanischen Karikaturisten behandeln daher mit Vorliebe das Thema der Zollrevision, das, wie aus dem Gesagten hervorgeht, eine Fülle komischer Figuren und Situationen ergibt. Ich weiß nicht, ob es wirklich vorkommt, daß Leuten, die falsche goldene Gebisse tragen, dieselben von den Funktionären aus dem Mund gebrochen werden, wie ich das auf amerikanischen Zeichnungen gesehen habe, oder ob man wirklich einem Bedauernswerten, der nur ein Bein hat, den hölzernen Stelzfuß abschraubt, um zu sehen, ob er nicht am Ende Kontrebande darin verborgen trägt. Das eine aber weiß ich sehr genau, daß der Amerikaner selbst über diese Auswüchse und Willkürlichkeiten abfällig urteilt und sie mit bitterem Spott "American Customs" nennt. (Wortspiel: Customs kann sowohl „Zoll" als auch „Gebräuche" heißen.)



Die Zollabfertigung im New Yorker Hafen.
Eine hochnotpeinliche Prozedur, welche den denkbar stärksten Kontrast zu der vielgepriesenen amerikanischen Freiheit bildet.

Die heilige Hermandad.

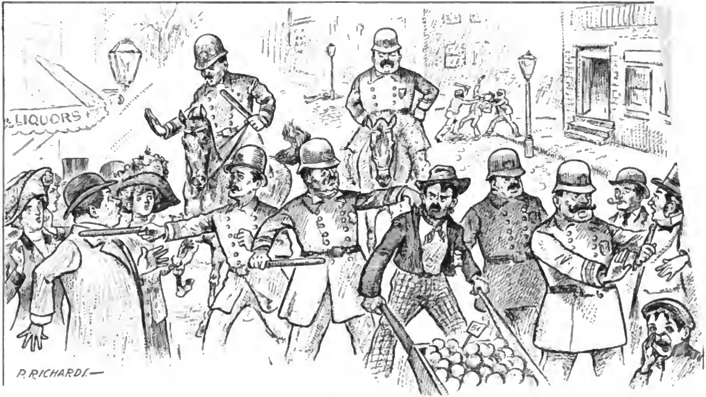
Wenn im Mai der größte Teil der 11000 Polizisten Manhattan Islands in mehr oder weniger strammer Haltung und mit souveräner Ruhe die 5. Avenue im Paradeschritt heruntermarschiert, begrüßt ganz New York mit enthusiastischem Applaus dieses Elitekorps, dessen Mitglieder die Körpergröße gewöhnlicher Sterblicher weit überragen. Stolz erfüllt die Brust jedes Steuerzahlers angesichts des vornehmen Aussehens der Mannschaften, die im Volksmunde "our finest" („unsere Feinsten") genannt werden und zwar nicht nur wegen ihrer körperlichen Vorzüge, sondern auch, weil sie mit Hintansetzung der eigenen Person jederzeit bereit sind, Heldentaten zu begehen, durchbrennenden Pferden in die Zügel zu fallen, Menschenleben aus Feuersgefahr zu erretten und dergleichen mehr. Was die amerikanische, insbesondere die New Yorker Polizei auf diesem Gebiete leistet, kann nur der beurteilen, der sie längere Zeit aus der Nähe beobachtet hat. Täglich und stündlich legen ihre Mitglieder Proben einer seltenen und unerschrockenen Selbstlosigkeit ab, und die berühmte "Hero-Tablet" („Helden-Tafel") im New Yorker Polizeihauptquartier, auf welcher die Namen jener Polizisten verzeichnet werden, welche die Erfüllung ihrer Pflichten mit dem Tode bezahlen mußten, wächst beständig.

So groß einerseits jedoch die Verdienste sein mögen, die die Polizei sich um die öffentliche Ordnung und Sicherheit in Amerika erworben hat und erwirbt, so groß sind andererseits auch die Fehler und Schwächen, die ihr anhaften. Die sensationellen Enthüllungen über die ungeheure Korruption, die das Jahr 1912 brachte, sind wohl noch in allgemeiner Erinnerung. Ich kann daher wohl auch an den Erörterungen, die die internationale Presse an die Ermordung des New Yorker Spielhöllenbesitzers Rosenthal knüpfte, kurz vorübergehen.

Für denjenigen, der Gelegenheit gehabt hat, hinter die Kulissen der New Yorker Polizei einen Blick zu tun, sind diese traurigen Tatsachen längst nichts Neues mehr. Wer da weiß, was für Verbrechen im Schoße dieses Instituts ohne weiteres begangen werden, wird sich auch nicht darüber wundern, daß die staatliche Polizei jenseits des „großen Teiches" den Bürgern längst nicht mehr genügt, und daß diese daher vor geraumer Zeit bereits dazu geschritten sind, ihr private Polizeiorganisationen an die Seite zu stellen. So haben die Bankiers, Hotelbesitzer, Juweliere, Eisenbahngesellschaften, sowie viele andere Interessentengruppen ihre eigenen Schutzverbände, und man sieht ohne weiteres ein, daß dies notwendig ist, wenn man bedenkt, daß in den Vereinigten Staaten alljährlich nahezu 1½ Milliarden Dollars auf unrechtmäßige Weise den Besitz wechseln. —

Daß der amerikanische Polizist nicht lange zögert, bevor er den Knüppel aus dem Sack spazieren läßt, ist bekannt. Da er ihn jedoch nicht immer hervorziehen darf, wenn er möchte, und besonders Personen gegenüber, die Schützlinge einflußreicher Politiker sind, zurückhaltend sein muß, kühlt er sein Mütchen oft an armen Teufeln, die wehr- und schutzlos sind. So haben die italienischen Fruchthändler, welche mit ihren Handkarren mühselig durch die Straßen ziehen, um ihren kärglichen Lebensunterhalt zu verdienen, viel von ihm zu leiden. Trotzdem sie pünktlich ihre Steuern zahlen, sind sie der Willkür der Polizei ausgesetzt, die es als ihr verbrieftes Recht betrachtet, ihnen nach Belieben Früchte oder Geld abzunehmen. Mitunter, wenn sich die Herrschaften langweilen, veranstalten sie sogar förmliche Razzien auf diese armen und harmlosen Leute, die dann mit großem Pomp in die verschiedenen Polizeireviere transportiert werden, um völlig grundlos zu einer empfindlichen Geldstrafe verurteilt zu werden.

Was liegt daran, daß gleichzeitig das Verbrechen in seiner ärgsten Form sich rechts und links spreizt? Man tut, als hätte man etwas getan und läßt Fünfe grad sein!



Die Willkür der New Yorker Polizei.

Während sie die armen italienischen Fruchthändler nach Belieben drangsaliert, drückt die New Yorker Polizei Straßenräubern und Mördern gegenüber bereitwilligst ein Auge zu.

Schon seit Jahren bemüht man sich, der Korruption der amerikanischen Polizei Herr zu werden, und nicht nur New York, sondern jede Stadt der Vereinigten Staaten hat schon ihre Polizeiskandale gehabt, sensationelle Enthüllungen, denen womöglich noch sensationeliere Prozesse folgten. Aber an der Sache selbst hat sich nicht das Geringste geändert.

Da die Polizeioffiziere durch allmähliches Avancement aus der Mannschaft hervorgehen, herrscht in einem amerikanischen "Station-House" ein ungezwungen kollegialer Ton. Freilich muß der Untergebene dem Vorgesetzten den Löwenanteil der Abgaben aus den Spielhäusern, Freudenhäusern usw. überlassen, aber schließlich kommt für jeden die Zeit des großen Schnittes. Im übrigen wird dafür gesorgt, daß die fetten Pfründen möglichst häufig mit neuen Leuten besetzt werden, damit möglichst viele an die Krippe kommen. Klebt einer einmal gar zu heftig an seinem „Platz an der Sonne“, so veranstaltet man still und schmerzlos hinter seinem Rücken eine kleine Razzia auf alle öffentlichen Häuser, unter Mitwirkung von Polizei aus einem anderen Bezirk, was zur Folge hat, daß man den Betreffenden, der in seinem Bezirk derartige anrüchige Lokale geduldet hat, degradiert oder strafweise versetzt. Sonst werden Razzien (man nennt sie drüben "raids") nur kurz vor den Wahlen veranstaltet, wenn die Polizei einmal zeigen will, wie aufopfernd sie ihres Amtes waltet. Aber sie tut es unter möglichster Schonung von all jenen, die ein offenes Portemonnaie haben. Sie verständigt also die Besitzer der verrufenen Lokale ihres Bezirkes rechtzeitig von der Überraschung, die sie plant, so daß die Biedermänner Zeit haben, sich und ihre Kunden in Sicherheit zu bringen. Damit die Polizei aber doch etwas findet, womit sie prahlen kann, werden ein paar Strohmänner eingesetzt, die sich für einen Pappenstiel in gültiger Münze als die Besitzer der betreffenden Spelunken festnehmen lassen. Die Guten wissen, daß sie nicht lange hinter Kerkermauern werden schmachten müssen. Die Polizei aber, die solcher Art die Razzia vorbereitet hat, rückt nun aus, als gälte es eine Parade, nicht ohne unterwegs Reporter und Photographen mitzunehmen, damit ja jede Heldentat gebührend an die Öffentlichkeit gelangt. Wenn dann die Extrablätter erscheinen und in riesigen Lettern und sensationellster Aufmachung von den neuesten Greueln berichten, deren Aufdeckung den rastlosen Bemühungen der Polizei wieder einmal gelungen ist, sind die verrufenen Lokale schon lange wieder geöffnet und gehen besser als zuvor.

Selbstverständlich liefern diese Zustände den amerikanischen Karikaturisten eine Fülle von Material. Zahllos sind die oft grimmigen Scherze in Bild und Wort, welche die auch in dieser Beziehung langmütige amerikanische Polizei über sich ergehen lassen muß. Gewöhnlich wird der amerikanische Polizist mit einem wohlgenährten Bauch behaftet dargestellt, nur die Anfänger zeichnet man mager. Als die Sitte aufkam, den Detektivs täglich im Polizeiquartier die in den letzten 24 Stunden verhafteten Verbrecher vorzustellen, bei welcher Gelegenheit die Detektivs Masken tragen, um nicht von den Verbrechern bei späteren Anlässen erkannt zu werden, behauptete man, die ersteren „trügen diese Masken nur zu dem Zweck, um sich wenigstens in e i n e r Beziehung von den Verbrechern zu unterscheiden“. —

Ein Typus ganz besonderer Art sind die sogenannten Traffic Squads, das sind Riesenkerle, die an den Straßenecken wie Säulen emporragen und dazu bestimmt scheinen, daß sich der Verkehr an ihnen bricht. Wie ein Fels inmitten der Brandung steht solch Bursche da, hält mit einem Wink seiner Hand Wagen und Automobile in respektvoller Distanz, hemmt und regelt die ungeduldige Hast des weltstädtischen Straßengetriebes und ermöglicht es auf diese Weise dem entrechteten Fußgänger, ungefährdet die Straße zu kreuzen. Es ist sehr interessant zu beobachten, mit welcher Kaltblütigkeit diese Leute ihres Amtes walten, und wie galant sie gegen hübsche Damen zu sein wissen, die sie mit Vorliebe über den Damm geleiten. Daher nennt man sie auch oft "waist pinchers" („Taillendrücker“). Freilich sind sie nicht so rasch und gern bei der Hand, wenn es sich um Damen handelt, die ihrem Geschmack weniger zusagen. Die müssen gar lange warten, bis der Ritter in der Uniform sich ihrer erbarmt!



Die Galanterie der amerikanischen Schutzleute.

Mit größter Kaltblütigkeit und Umsicht regelt der amerikanische Policeman den eminenten Straßenverkehr, findet aber trotzdem stets noch Zeit, hübsche junge Damen über den Damm zu geleiten.

Jung-Amerika.

Es ist noch nicht so lange her, daß man kein deutsches Witzblatt in die Hand nehmen konnte, ohne der Figur des Berliner Schusterjungen zu begegnen, der als Inbegriff eines mit bodenloser Frechheit gepaarten urwüchsigen Humors galt. Ein naher Verwandter dieses nunmehr leider fast gänzlich ausgestorbenen Schusterjungen ist der amerikanische "office-boy", der mit der Mütze auf dem Kopf im Bureau pfeifend umherläuft, der Schrecken jedes Besuchers ist und jeden Rekord an Unverschämtheit bricht.

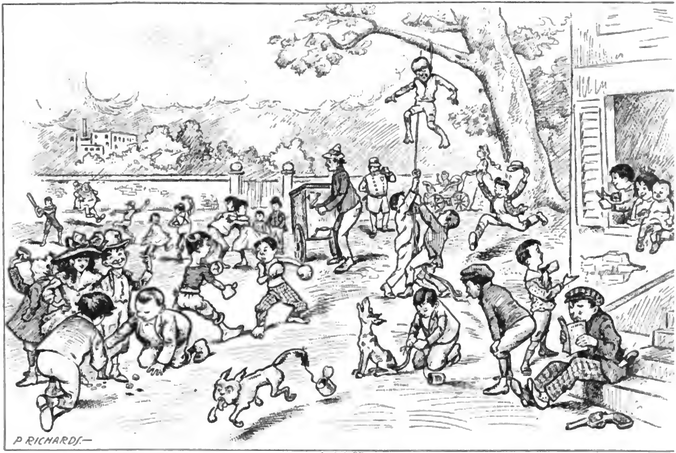
Aber nicht nur der office-boy, sondern auch die übrige halb- oder gar nicht flügge Jeunesse dorée der Vereinigten Staaten liefert den amerikanischen Karikaturisten einen stets dankbaren Stoff. Sie mögen noch so satirisch werden bei der Darstellung von den, der amerikanischen Jugenderziehung anhaftenden Schwächen und Lächerlichkeiten, — man nimmt es ihnen nicht übel, sondern erblickt darin lediglich die Konstatierung der Tatsache, daß Amerika ein Land des Kindes ist, wie kaum ein zweites in der Welt. Das Kind wächst als "Mama's Darling" und als "Papa's Pet" auf. Nichts wird ihm versagt, jeder seiner Wünsche ist Befehl. Systematisch lehrt man es, sich gegen jeden Zwang zu wehren. Alles, was es tut, ist schön, gut und klug. Weil der Kindersegen in amerikanischen Familien meist ein geringer ist, wird dem einzelnen Kinde die ganze Liebe und Zärtlichkeit zuteil, die sich etwa in Europa auf mehrere Kinder verteilt. Jedes einzelne Familienmitglied wetteifert darin, das „Baby" zu verziehen, das natürlich ein Wunderkind vom Scheitel bis zur Sohle ist, so daß man seinem Schöpfer auf den Knieen dankt, wenn man einmal ein Kind findet, das keine „Talente" besitzt.

Die ständige Type meines Kollegen McManus, die er schon seit Jahren unter dem Titel "The Newlyweds" erfolgreich verzapft und die die Affenliebe der Eltern zu ihrem Sprößling karikiert, zeigt das sehr hübsch. Gut neunzig Prozent der amerikanischen Kinder werden von Frauen erzogen und man kann sich denken, wie „geprüft" diese geprüften Lehrerinnen sind, wenn man weiß, wie pöbelhaft ein großer Teil der amerikanischen Schuljugend ist, die ganz einfach eine Maus losläßt, wenn sie den Schulschluß herbeiführen will, sofern sie nicht zu noch peinlicheren Mitteln greift.

Ein beträchtlicher Teil der amerikanischen Jugend verbringt ihre freie Zeit auf der Straße, da an öffentlichen Parkanlagen und Spielplätzen starker Mangel herrscht. Mag dies in besseren Distrikten noch angehen, so zeitigt es in den Armen-Quartieren, wo Kneipe an Kneipe steht und die Unsittlichkeit bis auf die Straße sich fortsetzt, überaus traurige Folgen. Was die Kinder hier sehen und lernen, ist geeignet, sie vom Grunde aus zu verderben. Täglich und stündlich wohnen sie den widerwärtigsten Szenen bei, die sich zwischen Halb- und Ganz-Betrunkenen abspielen. Kein Wunder, daß sie verrohen und dies bei jeder sich bietenden Gelegenheit oft in erschreckendster Weise an den Tag legen.

Ein sehr beliebter Sport Jung-Amerikas ist es, Hunde einzufangen, um ihnen eine Blechbüchse am Schwanz zu befestigen, mit der dann die gequälten Tiere heulend durch die Straßen rasen, um nicht selten „als der Tollwut verdächtig" niedergeschossen zu werden. Auch für die Veranstaltung mehr oder minder künstlerischer Feuerwerke hat die amerikanische Jugend viel übrig. Niemand hindert sie, Kisten, alte Strohsäcke und dergleichen in den Straßen anzuzünden, und vollends am 4. Juli, dem Tag der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, der alljährlich als höchster Festtag gefeiert wird, toben sie wie wild gewordene Soldaten in Feindesland.

Im übrigen verspielen diese amerikanischen Asphaltpflanzen jeden Penny, dessen sie auf ehrliche oder andere Weise habhaft werden, in dem beliebten "Craps", wenn sie es nicht vorziehen, auf dem Straßenpflaster zu den Klängen eines alten Leierkastens Elite-Bälle zu arrangieren oder Baseball- und Boxing-Konkurrenzen zu veranstalten.



Asphalt-Pflanzen.
Jung-Amerika schert sich den Teufel darum, daß die Straße „dem Verkehr gehört."

Rechtspflege und Gerichts(fehl)barkeit.

Das Sinnbild der Justiz wird in Amerika in den humoristischen und satirischen Blättern stets mit einer falschen Wage in der Hand und mit einer durchsichtigen, schief sitzenden Binde dargestellt. Stets deuten die Karikaturisten an, daß es hoch an der Zeit wäre, die Wage zu reparieren und die Binde durch eine undurchsichtige, richtig sitzende zu ersetzen. Dies bezieht sich darauf, daß das Vertrauen in die öffentliche Rechtspflege in Amerika stark erschüttert ist. Nicht als ob der "Supreme Court of the United States", das oberste Bundesgericht in Washington, oder die meisten anderen Gerichtshöfe der höheren Instanzen, nicht über allen Zweifel erhaben wären!

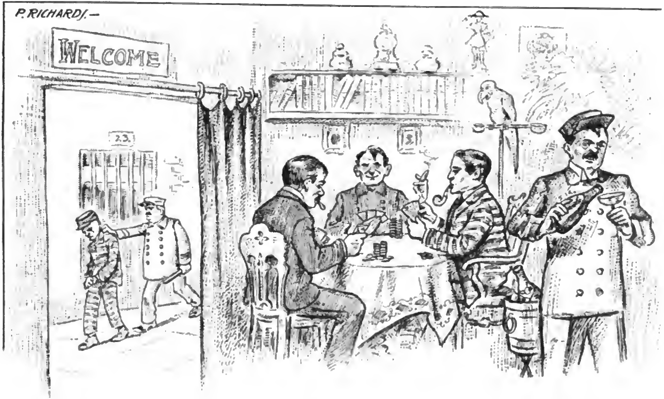
Wenn nur nicht zwischen diesen verehrungswürdigen Richtern und dem korrupten Polizeirichter, der meist ein hilfloses Werkzeug in den Händen skrupelloser Politiker ist, eine gar so himmelweite Kluft gähnen möchte, wäre schon vieles gut. Aber was für ein klägliches Richtermaterial gibt es daneben nicht auch in Amerika!

Der Eindruck, den man in den meisten der 21 New Yorker Polizeigerichte gewinnt, ist überaus deprimierend. Daß man den Richter nicht selten schlafend auf seinem erhabenen Sitz antreffen kann, ist wohl nur eine Übertreibung der Karikaturisten. Wahr ist jedoch, daß er beim besten Willen nicht Zeit hat, sich dem einzelnen Fall zu widmen, da ihm durchschnittlich kaum zwei Minuten pro Fall zur Verfügung stehen. Die große Anzahl der Fälle, die er zu erledigen hat, bringt es ferner mit sich, daß er vollkommen von den Gerichtsschreibern abhängt, welche ihn mit knappen Auszügen aus den Akten versorgen, um ihm die Orientierung zu erleichtern. Daher kann solch ein Gerichtsschreiber den Richter nach Belieben informieren, und je besser man zahlt, desto günstiger schildert er dem Richter den Fall.

Das bekannte Kongreßmitglied Bourke Cokran sagte einmal, es sei unmöglich, den Besitzer von zehn Millionen Dollars ins Gefängnis zu bringen. In der Tat kommt es höchst selten vor, daß einer von den ganz Reichen Amerikas eine längere Freiheitsstrafe verbüßt. Als zum Beispiel im Jahre 1908 der Eiskönig Charles W. Morse, der als Masseverwalter der "North American Bank" große Unterschleife begangen hatte, zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, wettete man allgemein, daß er nicht den vierten Teil dieser Zeit absitzen werde. Wirklich wurde Morse schon nach zwei Jahren auf das Zeugnis einiger Ärzte hin, daß er ein totkranker Mann sei, vom Präsidenten Taft begnadigt. Er reiste dann in Gesellschaft seiner Frau nach Italien, begab sich hierauf für einige Zeit nach Bad Nauheim, gebrauchte dort der Form halber eine Kur und lebt jetzt wieder in New York, wo er ein Bureau in der Wall Street unterhält. Während seines Aufenthaltes im Gefängnis — er saß in Atlanta (Georgia) — scheint ihm das Leben nicht allzu schwer gemacht worden zu sein. Er durfte sich von der Opernsängerin Farrar etwas vorsingen lassen und wurde auch sonst nicht gerade als Strafgefangener behandelt.

Überhaupt geht es in den Zellen solcher reicher Sträflinge, wenn man den amerikanischen Karikaturisten glauben darf, in deren Blättern jedoch stets ein Körnchen Wahrheit enthalten ist, recht hoch her. Da werden mit den Aufsehern, die natürlich immer gewinnen müssen, kleine Pokerspiele arrangiert oder Trinkgelage veranstaltet. Die Ausstattung solch einer Krösus-Zelle läßt an Luxus nichts zu wünschen übrig. Mag der weniger begüterte Lump inzwischen krumm geschlossen auf dürftigem Stroh bei Wasser und Brot schmachten, — der Reiche hat es gut, auch wenn er Strafe leidet, und darf angeblich sogar in Gesellschaft von Detektivs Theater und Konzerte besuchen. So empfiehlt es sich wohl, wenn man solch einen privilegierten Verbrecher in seiner Zelle besuchen will, vorher anzufragen, ob der Herr zu Hause ist.

Bekannt ist, daß die amerikanische Gerichtsbarkeit sehr galant ist, namentlich, wenn es sich um eine junge und hübsche



Der reiche Lump.

Der allmächtige Dollar wirkt auch hinter Kerkermauern Wunder: der Häftling, der Geld hat, kann sich zumeist jeden nur denkbaren Komfort verschaffen.

Frau handelt. Dies zeigt sich nicht nur bei den Klagen wegen "breach of promise" (Bruch des Eheversprechens) und den Klagen wegen "Aleniating the affections" (Abwendigmachung der Liebe des Gatten), bei welchen den klagenden Frauen fast immer die höchsten zulässigen Schadenersatzsummen zugesprochen werden, sondern auch wenn es sich um Fälle von Kleptomanie und ähnliche Delikte, ja sogar, und dann besonders, wenn es sich um jene Kapitalverbrechen handelt, die der Franzose "Crimes passionel" (Verbrechen aus Leidenschaft) nennt. Der kleinste Milderungsgrund genügt da, die Frau frei ausgehen zu lassen und sie in der Presse und in Theaterstücken, ja sogar von der Kanzel herab als Heldin zu feiern.

Alles dies zusammen bewirkt, daß die Angeklagte schließlich die Rolle einer bedeutenden Zeitgenossin, einer Vorkämpferin und Märtyrerin spielt, ohne sie auch nur im geringsten verdient zu haben. Das Publikum ist glücklich, ein und dieselbe Luft mit ihr atmen zu dürfen, und gibt seiner Sympathie für sie durch Blumen und reichliche Tränenergüsse Ausdruck.

Überhaupt dieses Publikum! Meist aus Damen bestehend, würdigt es das Tribunal zur Szene herab, füllt in den elegantesten Toiletten jeden verfügbaren Platz des Gerichtssaales und beobachtet durch Operngläser die Angeklagte, die sicher und siegesbewußt vor dem Richter sitzt wie vor einem guten Bekannten und Freund. Ist sie jung und hübsch, so erweisen ihr nicht nur die beiden Policemen, die rechts und links von ihr sitzen, alle möglichen Gefälligkeiten, sondern auch die Gerichtsschreiber, die Anwälte, die Zeugen, Geschworenen und Richter bemühen sich um ihre Gunst, flirten mit ihr, was das Zeug hält, und benehmen sich in jeder Beziehung — um es milde zu sagen — anders, als sie sich benehmen sollten. Ohne Perücke und meist auch ohne Robe sitzt der Richter auf seiner Estrade. Unterhalb seines Platzes befindet sich der Zeugenstand, gleich daneben der Pressetisch. Das lebhafte Treiben, das hier herrscht, ist auch nicht sehr danach angetan, die Weihe der Verhandlung zu erhöhen. Unaufhörlich kommen und gehen Laufburschen, die den Journalisten Blatt um Blatt aus der Hand reißen, um es in rasender Eile zur Druckerei zu befördern. Fieberhaft arbeiten die Zeichner und Photographen, und mitunter gleicht der Gerichtssaal mehr einem Atelier als einer Stätte der Justiz.

Daß die Bilder der Illustratoren und die Berichte der Journalisten in den Redaktionen noch mit den sensationellsten Titeln versehen und auf das Freigebigste mit dichterischer Phantasie ausgeschmückt werden, versteht sich in Amerika von selbst. Wenn dann endlich der Verteidiger das Wort ergreift, um eine perfekte Theatervorstellung mit wirksamen Steigerungen, raffinierten Pausen und interessanten Episoden zum besten zu geben, erreicht die Sensation ihren Höhepunkt. Man sieht förmlich, wie er mit den Seelen der Geschworenen rauft, sie milde und nachsichtig stimmt, sie in die feinen Lasso-Fäden der Beredsamkeit verstrickt und sie schließlich mit einem unerwarteten und heftigen Ruck auf die Knie vor der schönen Verbrecherin zwingt. Man muß es miterlebt haben, wie so ein mit allen Hunden seines Metiers gehetzter Verteidiger es versteht, aus einer Bestie, die ihrem Geliebten während einer Liebkosung den Hals mit dem Rasiermesser durchschnitten hat, oder aus einer Dirne, welche ihren Zuhälter erschoß, Apostel der beleidigten und mißhandelten Weiblichkeit zu fabrizieren, und man wird verstehen, daß man sich um die Eintrittsbilletts zu einem derartigen Sensationsprozeß in Amerika ebenso reißt, wie in Berlin um Caruso-Billetts.

Ziehen sich schließlich die Geschworenen zur Beratung zurück, so nimmt die Atmosphäre des Gerichtssaales mehr sportlichen Charakter an. Man wettet auf Schuld- oder Freispruch und ventiliert in sachkundigen Debatten die Chancen der Angeklagten. Diese selbst mustert inzwischen, als ob sie der ganze Rummel nichts anginge, den Zuschauerraum, nickt da und dort jemand zu, knabbert Bonbons und fächelt sich graziös. Sie merkt nicht oder will nicht merken, daß boshafte Karikaturisten jede ihrer Bewegungen mit lauernden Blicken durchforschen, um sie und das ganze Treiben ringsum in Blättern voll Spott und Hohn zu verewigen. . . .



„Die Rächerin ihrer Ehre."
Bei amerikanischen Sensationsprozessen ereignet es sich nicht selten, daß der Gerichtssaal einer Bühne gleicht, auf welcher die Angeklagte als Heldin auftritt und die Verehrung der Geschworenen und des Richters als selbstverständlichen Tribut stolz entgegennimmt.

Amerikanische Ehe-Idyllen.

Ein flammendes Warnungszeichen an der Wand eines jeden Junggesellenheimes in Amerika bildet das Wort "breach of promise". Die unangenehme Perspektive, eines Tages von irgend einer mehr oder minder Schönen vor Gericht zitiert zu werden, die ganzen Ergüsse seines liebebedürftigen Herzens im Gerichtssaal vorgelesen zu bekommen und sie am nächsten Morgen schwarz auf weiß in allen Zeitungen abgedruckt zu sehen, verbirgt sich in diesen knappen Worten. Um so verwunderlicher ist es, daß man nicht die geringste Scheu hat, in Ehescheidungssachen an Gerichtsstelle zu erscheinen, zumal ja bei Scheidungsprozessen zumeist bedeutend kompromittierendere Dinge zur Sprache kommen. Dies beruht augenscheinlich darauf, daß der Scheidung in Amerika nicht das mindeste Stigma anhaftet.

Das Scheidungsfieber greift in den letzten Jahren immer mehr um sich und die Lehrer in den öffentlichen Schulen führen lebhaft darüber Klage, daß ihnen die Kinder fortwährend mit neuen Namen zur Schule kommen, weil die Mütter jede Weile einen andern Mann heiraten. Ganz im Ernst gesprochen, hat dies in den letzten Jahren zu einer völligen sozialen Deroute geführt. Die Statistik des Volkszählungsbureaus in Washington hat festgestellt, daß 10 Prozent aller Ehen in den Vereinigten Staaten innerhalb der ersten fünf Jahre durch Gerichtsbeschluß wieder getrennt werden. In den Jahren 1896 bis 1906 haben rund eine Million Ehescheidungen in den Vereinigten Staaten stattgefunden, und seitdem sind die Verhältnisse nicht besser sondern eher schlechter geworden.

Die Schuld daran trägt wohl hauptsächlich der Umstand, daß so viele Ehen in Amerika in allzu jugendlichem Alter im Rausche des Augenblicks geschlossen werden, so daß die Ernüchterung schnell auf dem Fuße folgt. Viele junge Mädchen heiraten bloß der Sensation halber, um entführt zu werden und ihr Bild in allen Zeitungen zu sehen. Ein Ehering, wenn auch nur aus Messing, ist alles, was sie wollen. Ehe er Grünspan ansetzt, ist die Ehe ja längst wieder geschieden.

Ein amerikanisches Sprichwort lautet: „Die Liebe ist blind, aber die Ehe ist ein guter Augenarzt.“ Daß dieser Augenarzt in Amerika ganz hervorragende Erfolge zu verzeichnen hat, geht aus dem Gesagten unschwer hervor. „Wenn das Scheiden auch teurer ist als das Heiraten“, sagt der Amerikaner, „so macht es doch wenigstens auch mehr Vergnügen. Und so manche, die unglücklich verheiratet sind, werden glücklich geschieden.“ Die Güterteilung, die im Anschluß an die Scheidung vorgenommen wird, macht gewöhnlich wenig Schwierigkeiten: „Der Rennstall geht zum Gatten, das Haus geht zur Frau, und die Kinder gehn zum Teufel“.

Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte. Im Fall der Ehescheidungen ist dies der Ehescheidungsadvokat, "divorce lawyer", dessen Handwerk einen goldenen Boden hat. In seinem Bureau werden sorgfältig die Heiratsanzeigen in den Zeitungen in Evidenz gehalten. Wenige Tage nach der Hochzeit erhält schon die junge Frau Broschüren, in welchen sie darüber belehrt wird, wie leicht sie geschieden werden kann, falls sie sich in der Wahl ihres Gatten geirrt haben sollte.

Nicht uninteressant ist es, dem Scheidungsverfahren vor Gericht beizuwohnen. Reporter, Photographen und Zeichner versäumen nicht, sich dabei einzufinden, um jede Phase festzuhalten und sie dem nach Sensation lechzenden Publikum brühwarm zu übermitteln. Selbstverständlich wird die Klägerin, vorausgesetzt, daß sie nicht abschreckend häßlich ist, in allen möglichen Posen abkonterfeit, und jeder der Briefe, den der liebende Gatte „einst im Mai“ an sie geschrieben, im Facsimile reproduziert! Keinen Augenblick steht die Scheidungsmühle still. Oben werden die unglücklich aneinander Geketteten hineingeworfen, unten kommen sie glücklich geschieden heraus. Die Advokaten drehen fleißig das Rad und werden nicht müde, Scheidungsdekrete auszustellen. Gutes, dickes Gold aber fließt in die Taschen der Anwälte, und nicht selten auch, wie man munkelt, in die Taschen der Richter ...



„Gesprengte Fesseln."
Die amerikanische Scheidungsmühle steht keinen Augenblick still und rentiert sich vorzüglich.

Soziale Scheidewände.

In Europa glaubt man, daß ein amerikanischer Millionär zur Elite der Gesellschaft seines Landes gehört. Dies ist jedoch nicht immer der Fall, denn da die Millionäre drüben immer zahlreicher werden und schon seit geraumer Zeit eine sehr gemischte Gesellschaft bilden, haben sich innerhalb der amerikanischen Plutokratie Gruppen und Grüppchen gebildet, die scharf voneinander getrennt sind. Die Millionäre, deren Urgroßväter bereits aufgehört haben zu wuchern, fühlten das dringende Bedürfnis, sich von der Plebs, bei denen der Vater noch gewuchert hat, säuberlich zu unterscheiden. So gründete Ward McAllister, einst ein kleiner Beamter auf einer Baumwollplantage in Savannah, dem es gelang, sich zum "Society-Leader" (Führer der Gesellschaft) New Yorks aufzuschwingen, die Gemeinschaft der bekannten Vierhundert, die prätendierten, die fashionabelste und exklusivste Gesellschaft des Landes zu sein. Aber bald waren auch die Vierhundert nicht mehr exklusiv genug. Zuerst flog Ward McAllister selbst hinaus, und später gründete sich eine Anzahl von Gesellschaften in der Gesellschaft, eine immer exklusiver als die andere.

So sehr sehnt sich der Amerikaner danach, zu heißen und zu scheinen, daß er die gestrandeten Aristokraten Europas, die ihm früher gerade gut genug als Kutscher und Bereiter waren, heute mit seinen Töchtern verheiratet. Arme Dollarprinzessin! Sonst so vorsichtig, daß du Hand und Herz nicht eher verschenkst, als bis du dich durch persönlichen Einblick in die Geschäftsbücher des Herzallerliebsten davon überzeugt hast, daß es vorteilhaft wäre, in Leidenschaft für ihn zu entbrennen, fällst du nun auf jeden degenerierten Aristokraten der alten Welt herein und bringst unerhörte Opfer, nur um sein ramponiertes Wappen wieder aufzufrischen und dich mit einem Namen zu schmücken, der alt und baufällig ist. Trotz der heftigsten Proteste, die teils aus Patriotismus, teils aus kommerziellen Erwägungen dagegen erhoben werden (sind doch innerhalb weniger Jahre mehr als 300 Millionen Dollars durch Heiraten mit ausländischen Aristokraten dem Lande verloren gegangen), kommen alljährlich blaublütige Bankrotteure über den großen Teich herüber, um einen förmlichen Sklavenmarkt mit sich abhalten zu lassen. Jeder Titel hat seinen festen Preis. Je höher er ist, desto höher ist auch die Summe, die man aufzuwenden geneigt ist, um die Schulden zu bezahlen, die sein edler Träger auf dem Buckel hat. So importiert Amerika Industrieritter, während es auf der anderen Seite seine Millionärinnen exportiert! Das Beschämendste aber ist, daß, wenn eine auf solche Weise zustande gekommene Ehe sich als klägliches Fiasko erweist, die öffentliche Sympathie nicht dem verblendeten Mädchen, sondern dem adligen Verschwender und Lumpen sich zuwendet. Beklagenswerter Mann, heißt es dann; nicht genug daran, daß er sich bereden ließ, seinen Stammbaum zu schänden, nun hat er auch noch den Skandal dazu.

Hört man in Amerika von solch einer mißglückten Ehe, so freut man sich herzlich, daß es wieder etwas den Vierhundert am Zeug zu flicken gibt. Aber die Herrschaften sind gar nicht so und geben der öffentlichen Meinung auch sonst genug zu tun. Wenn jedes Haus, wie man in Amerika sagt, sein Skelett birgt, so beherbergen die Paläste der Millionäre ganze Friedhöfe. "Where there is a will, there is a way" (Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg), heißt es; aber bei den Millionären muß man sagen: "Where there is a will, there is a lawsuit" (Wo ein Testament ist, gibt es immer einen Prozeß! — Wortspiel: "Will" kann sowohl „Wille" als auch „Testament" bedeuten.) Selten nämlich schließt ein Millionär die Augen, ohne daß es zu langwierigen und peinlichen Auseinandersetzungen zwischen den erbenden Familienmitgliedern kommt. Sei es, daß eine kleinere oder größere Anzahl von illegitimen Frauen plötzlich mit Ansprüchen hervortritt, sei es, daß — wie im Falle des Millionärs Pullman und vieler anderer — mißratene Söhne verkürzt werden.

Überhaupt die Herren Millionärssöhne! Um zu verhüten,



Die Titelsucht der Dollarprinzessinnen.

Alljährlich kommt eine Schar zumeist notleidender europäischer Aristokraten nach Amerika herüber, denen die Dollarprinzessinnen Herz und Hand nebst den dazugehörigen Millionen zu Neuvergoldung ihrer verrosteten vielzackigen Kronen reichen.

daß es ihnen geht wie ihren Vätern, die steife Beine hatten, als sie endlich in der Lage waren, große Sprünge zu machen, führen sie ein Leben voller Ausschweifung und Verschwendungssucht, bei dem sie rassisch so sehr zugrunde gehen, daß die Zeit nicht mehr fern scheint, wo die amerikanische Rasse, wenigstens die Millionärs-Rasse, ausgestorben sein wird. In den letzten zwei Jahren kam in den Palästen der New Yorker Millionäre in der 5. Avenue, wie die bekannte Schriftstellerin Elinor Glyn konstatierte, nicht eine einzige Geburt vor! . . .

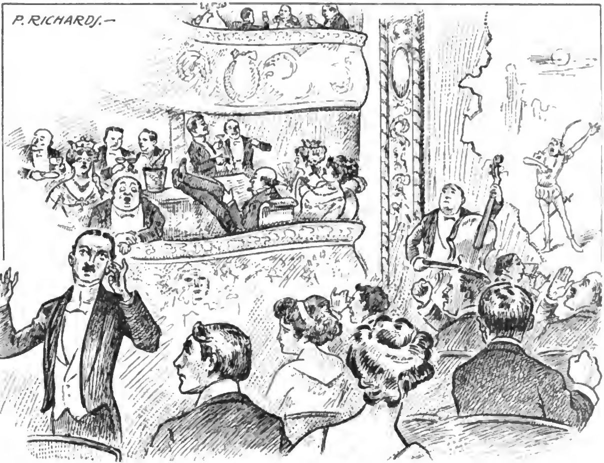
Die Wahrheit hört der New Yorker Millionär womöglich noch seltener als ein Tyrann des Altertums, denn er will sie nicht hören. Deshalb holt er sich auch die Geistlichen für seine Kirche, die "Presbyterian Church" in der 5. Avenue, aus England, denn die amerikanischen Geistlichen wissen mehr von ihm, als ihm lieb ist. Zurzeit predigt ihm ein gewisser Dr. Jowett aus Birmingham, der als Nachfolger des ehrwürdigen Dr. Aked aus Liverpool berufen wurde.

Sonst suchen die amerikanischen Millionäre in jeder Kleinigkeit den Adel der alten Welt zu kopieren. Geübte Heraldiker erfinden in ihren Diensten wirkungsvolle Wappen, die sie dann auf ihren Equipagen und ihrem Tafelzeug protzig zur Schau stellen. "Burke's Peerage", das genealogische Lexikon des englischen Uradels wird dabei skrupellos geplündert, und erst kürzlich brachte der "Morning Standard" in London einen Artikel "Where Americans select their Ancestors", in welchem nachgewiesen wird, wie sehr dies der Fall ist. Eine eigene Wissenschaft beschäftigt sich ferner damit, Stammbäume der Millionäre zu konstruieren, deren Wurzeln in das Erdreich alter europäischer Adelsgeschlechter führen.

Snobs vom Scheitel bis zur Sohle, wissen sie gar nicht, wie lächerlich all dies ist. Von einem Troß von Dienern umgeben, die sie aus England importieren — ihre Köche holen sie sich aus Frankreich —, ist es ihre größte Sorge, sich gegenseitig in Extravaganzen zu überbieten. Geradezu haarsträubende Details darüber enthält das Buch "The Idle Rich", dessen Verfasser, der bekannte Millionär Bradley Townsend Martin, gewiß wußte, wie es in seinen Kreisen zugeht.

Im allgemeinen zeigen sich die amerikanischen Millionäre sehr wenig öffentlich. Gewöhnliche Sterbliche haben also nur wenig Gelegenheit, diese Karikaturen der europäischen Aristokratie von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Außer bei der Horse Show im Madison Square Garden, einem gesellschaftlichen Ereignis, dem niemand beizuwohnen versäumt, der dank seinem Scheckbuch zur "High Society" gehört, zeigt sich die amerikanische Plutokratie nur noch bei den Premieren des "Metropolitan Opera House", das, trotzdem es glänzende Einnahmen hat (die Abendkasse beträgt durchschnittlich 35 000 Mark) alljährlich mit einem großen Defizit abschließt, das aus den Taschen der Millionäre bestritten wird. Dafür behalten sie sich allerdings vor, die Vorstellung durch rücksichtslos laut geführte Konversation zu übertönen. Wer die Oper besucht, um Musik zu hören, ist ordinär. Man kommt, um zu sehen und gesehen zu werden — die Namen der Logenabonnenten sind im Programm ersichtlich — und die Hauptsache ist, daß am nächsten Tag die Zeitungen voll von Berichten sind über die Toilettenpracht der Millionärs-Damen. Man muß einem solchen Elite-Abend beigewohnt haben, um eine Ahnung davon zu bekommen, was für Wunder im Reiche der Schneider und Juweliere möglich sind. Die Diamanten, die da zur Schau getragen werden, lassen sich nicht nach Karat, sondern nur nach Pfunden wägen. Die Kleider freilich sind bedeutend leichter, denn sie sind so tief dekolletiert, daß man sie vom Parkett aus überhaupt nicht sieht. Wie aus einer Badewanne ragen die Schönen aus ihren Logen hervor, und die Witzblätter können sich nicht genug darin tun, dieses Motiv zu behandeln.

So ist die "High Society", an deren Spitze früher Mrs. Vanderbilt, später Mrs. Astor stand, eine Welt für sich, die in zahlreiche kleine Welten zerfällt. Zurzeit ist sie damit beschäftigt, eine größere Landstrecke im südlichen Kalifornien zu erwerben, wo eine neue und ganz exklusive Millionärskolonie erstehen soll, weil "Newport" und "Bar Habor", die Hochburgen der amerikanischen Plutokratie, in den letzten Jahren derartig von Millionären jüngeren Datums überlaufen worden sind, daß sich ein „besserer" Millionär unmöglich dort wohl fühlen kann. . .



Die „oberen" Vierhundert.

In der Oper machen sie sich durch ihre geräuschvoll geführte Unterhaltung auf besonders unliebsame Weise bemerkbar und sind der Schrecken jedes Musikliebhabei

Das Paradies der dienenden Klasse.

Eine der schwierigsten Fragen, auf deren Lösung Amerika wartet, ist die Dienstbotenfrage. Fast wäre man um ihretwillen versucht zu wünschen, daß die Sklaverei in Amerika nie aufgehört hätte. Im Westen der Vereinigten Staaten hat die Hausfrau immerhin einen leichteren Stand, wenn sie sich dazu entschließt, Chinesen zur Hausarbeit heranzuziehen, die bekanntlich den Söhnen der Mitte vorzüglich liegt. Es ist unglaublich, welcher Anstrengungen es bedarf, ein gutes Dienstmädchen zu bekommen, und um wieviel schwerer es noch ist, es zu behalten. Von einer wirklichen Arbeit wollen die amerikanischen Dienstmädchen prinzipiell nichts wissen. So weigern sie sich zum Beispiel hartnäckig, Stiefel zu putzen. Überhaupt tun sie nur das, was sie gerade tun wollen. Den Salon räumen sie nur auf, wenn sie ihre Gäste darin empfangen dürfen, und statt selbst Hand an etwas zu legen, kritisieren sie lieber die Hausfrau, die mehr tun muß als sie. Das Auftreten der amerikanischen Dienstboten ist ein so sicheres und elegantes, daß man oft das Dienstmädchen für die Hausfrau hält und umgekehrt. Daß man trotz des hohen Lohnes und der rücksichtsvollsten Behandlung so schwer ein Dienstmädchen bekommt, beruht vor allen Dingen darauf, daß die Amerikanerin aus einfachem Hause sich lieber der Geschäfts- und Bureautätigkeit widmet. Die meisten amerikanischen Dienstmädchen sind daher Ausländerinnen.

Was die Herrschaften alles tun, um ihre Dienstboten bei guter Laune zu erhalten, grenzt ans Unglaubliche. Als die Zofe der Frau Kontreadmiral Winslow heiratete, stellte man ihr nicht nur eine prachtvolle Villa für die Flitterwochen zur Verfügung, sondern schenkte ihr auch überdies ein komfortables Automobil, um die Hochzeitsreise darin zu unternehmen. Die Trauung fand mit großem Pomp in der fashionablen St. Mary's Church in New York, und zwar auf Kosten der Familie Winslow statt. In den amerikanischen Witzblättern sieht man nicht selten ein Blatt, auf welchem ein Herr dargestellt ist, der sich im Eisenbahnzug um eine Dame in der aufopferndsten Weise bemüht. Man könnte glauben, es handle sich um ein Brautpaar auf der Hochzeitsreise. In Wahrheit ist es aber nur ein Herr, der seine neue Köchin ihrem Dienst zuführt. Jede Frau in Amerika will eben Lady sein. Man weiß, daß sie im Geschäft die "store- and saleslady", in der Fabrik die "forelady", in der Waschküche die "washlady" ist. Eine bloße "servant" zu sein, kann sie nicht reizen. In den Dienstkontrakten wird daher das Wort "servant" peinlich vermieden und stets durch das Wort "help" (Hilfe der Hausfrau) ersetzt.

Wie erwähnt, ist man zum weitaus größten Teile auf ausländische Domestiken angewiesen. Der Volksmund spottet daher: „Sie nennen sich 'domestic' (einheimisch), sind aber importiert". Früher war der Dienstbotenmarkt völlig von Irländerinnen beherrscht, erst in den letzten Jahren haben deutsche und skandinavische Mädchen in Amerika festen Fuß gefaßt. Zu ihrem eigenen Nachteil kommen sie alle mit übertriebenen Erwartungen nach Amerika, sobald sie sich aber akklimatisieren, finden sie sehr gut ihre Rechnung. Aus einer einfachen Marie wird dann schnell eine Mary, die das Kattunkleid, in welchem sie landete, mit einer eleganten "tailor-made suit" vertauscht, mit dem Bäcker, Metzger und Gemüsehändler nur telephonisch verkehrt und ohne ein „Mädchen für alles", das ihr die groben Arbeiten abnehmen und — männlichen Geschlechts sein muß, nicht bleibt.

Die amerikanische Hausfrau bringt jedes mögliche Opfer, nur um ihre jeweilige „Perle" zu behalten und den peinlichen Weg in die "Intelligence Office" zu vermeiden, wo zwar immer Mädchen zu finden sind, aber meist solche, deren Unbrauchbarkeit man auf den ersten Blick ihren alles eher als intelligenten Zügen ablesen kann. Daher wohl der Name „Intelligenz"-Bureau! Aus allen diesen Gründen jedoch emanzipieren sich die amerikanischen Hausfrauen immer mehr von der Dienstbotenmisere und ziehen es vor, mit ihren Männern und Kindern in Hotels und Pensionaten zu leben.



In einem amerikanischen „Intelligenz-Bureau."

Wenn man Gesichter sehen will, denen auch die leiseste Spur von Intelligenz fehlt, so gehe man in ein amerikanisches Intelligenz-Bu

Der allmächtige Dollar.

Seit jeher ist man gewöhnt, die Vereinigten Staaten das Dollarland zu nennen, und allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß die Dollars drüben nur so auf der Straße liegen. So wird von einem armen Irländer erzählt, der sich, als er in New York landete, nach einem Zehn-Cents-Stück, das er auf der Straße liegen sah, nicht erst bückte, weil er glaubte, sich schonen zu müssen, um später all die Dollars aufheben zu können, die er zu finden gedachte.

Allein die Dinge liegen nicht so rosig. Man verdient in Amerika verhältnismäßig beinahe schwerer als anderwärts, und man muß höllisch hart und lang arbeiten, um es zu etwas zu bringen. So mancher Europäer, dem es in Amerika gut geht, sagt, er hätte nicht auszuwandern brauchen, wenn er zu Hause hätte so fleißig sein wollen wie in der neuen Welt.

Der wirtschaftliche Kampf wird in Amerika leidenschaftlich und rücksichtslos geführt. Für weiche Regungen ist nirgends Raum. Die ganze Erziehung läuft darauf hinaus, den jungen Mann für den wilden und skrupellosen Kampf des Lebens fähig zu machen. Persönlichkeit und Sentimentalität darf man im Privatleben nach Herzenslust entfalten, im geschäftlichen Leben ist man ein kalter Rechner ohne Herz und ohne Seele.

In seinen geschäftlichen Projekten und Plänen legt der Amerikaner eine ganz unglaubliche Verwegenheit an den Tag. Alles, was er tut, hat einen Zug ins Große. Mit Kleinigkeiten gibt er sich nicht ab. Sobald er eine Idee gedanklich zu beherrschen glaubt, setzt er sie in die Wirklichkeit um. Erweist sie sich als nicht genügend lohnend, legt er sie ebenso schnell wieder ad acta, denn er liebt es nicht, unnütze Kraft aufzuwenden. Erscheint er daher mitunter nachgiebig, so ist er in Wirklichkeit nur sparsam mit der eigenen Energie.

Was er zu verlangen hat, verlangt er, mag daraus werden was will. Shylock, der auf seinem Pfund Fleisch besteht, ist ein Waisenknabe gegen ihn. Er fragt nach nichts als nach Leistungen. Bezeichnend hierfür ist die Anekdote von dem Bauarbeiter, der dem Baumeister, welcher ihm erlaubt hatte, auch seinen Bruder zur Arbeit kommen zu lassen, eines Tages auch noch die Dienste seines Schwagers anbot. Der Baumeister fragte: „Ist dein Schwager ein guter Arbeiter?" — „Ja," sagte dessen Fürsprecher, „er schafft so viel wie ich und mein Bruder zusammen." — „Gut," antwortete der Baumeister, „dann kann er ja morgen anfangen, und du und dein Bruder könnt zuhause bleiben!" —

Geschäft ist dem Amerikaner alles. Er fragt nicht nach deiner Gesundheit, wenn er dir begegnet, sondern: "How is business?" Verdienen schreibt er mit einem ganz großen „V" und ist ein unerreichter Meister darin. Auf die Kunst des Ausgebens versteht er sich allerdings weniger. Selbst der Reiche sieht an dem Tausenddollarschein noch den Schweiß kleben, mit dem er oder seine Vorfahren ihn haben verdienen müssen.

So scharf auch der wirtschaftliche Kampf geführt wird, — man nimmt nichts persönlich und schüttelt sich, nicht anders wie beim Boxen, wenn das Meeting beendet ist und einer der beiden Gegner am Boden liegt, kordial die Hände.

Heinrich Laube sagte: „Das Gewissen spricht, der Vorteil schreit". Dieses Motto hat jeder Amerikaner im Blut. Er will verdienen, verdienen und wieder verdienen. Die herrlichsten Wälder hat er bereits in barbarischer Weise ausgerodet, und wenn es nach ihm ginge, so würden die wundervollen Pallisaden am Hudson schon längst in Steinbrüche verwandelt sein. Glücklicherweise hat die Regierung rechtzeitig ihr Veto dagegen eingelegt. Die Majestät des Niagarafalles hindert die Ingenieure nicht, die Kraft des stürzenden Wassers durch technische Anlagen aller Art auszunützen und auf diese Weise die Natur zu verunstalten, die bald nur noch im "Yellowstone Park" in ihrer natürlichen Form vorhanden sein wird.

"Mind your own business" ist der beste Rat, den dir der Amerikaner zu geben hat. Wirfst du ihm krassen Materialismus vor, so hat er nur ein Achselzucken: "Business is business!"



In hoc signo vinces.

Männlein wie Weiblein aller Berufsklassen schwelgen im Tanz um das goldene Kalb in der Hoffnung, den rollenden Dollar zu erhaschen.

Seinen Kindern sagt er nicht: werdet glücklich, sondern: werdet reich. Sogar den Richter und Geistlichen begrüßt er mit der Phrase "How is business?"

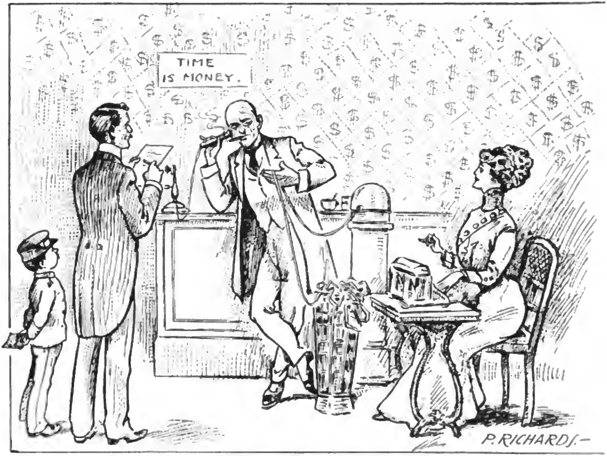
Mit Recht ist das Pokerspiel zum amerikanischen Nationalspiel ernannt worden, denn es beruht darauf, die Schwächen seines Gegners geschickt auszunützen, und es gibt einem Gelegenheit, seine Nächstenliebe dadurch zu beweisen, daß man dem Partner gute Karten wünscht, vorausgesetzt, daß man selbst bessere bekommt. Außerdem kann man dabei bekanntlich viel Geld verdienen, wenn man die Kunst des Bluffens versteht.

So erklärt es sich, daß die Namen der Vanderbilts, Goulds, eines Pierpont Morgan oder Rockefeller fast heilige Begriffe geworden sind, von einem Nimbus umgeben, den man sich in Europa auch nicht entfernt vorstellen kann. Ihre Träger sind die Helden von heute, und die phantastischen Ziffern ihrer unermeßlichen Reichtümer wirken auf die Menge wie ein Narkotikum und zugleich wie ein Stimulans. Was liegt daran, daß die Zeitungen bei jeder Gelegenheit darauf hinweisen, daß diese Nabobs nichts weiter sind als ins Moderne übersetzte Raubritter, die das Land mit faulen Aktien bombardieren? Das Volk erstirbt in Ehrfurcht vor ihnen und hofft, es ihnen gleich zu tun. Weiß es doch, daß Jay Gould einst ein simpler Mausefallenhändler war, während seine Nachkommen heute schrankenlos das gesamte Eisenbahnnetz beherrschen! Und jeder erschauert in Neid, wenn er daran denkt, daß ein Rockefeller, wenn er Lust dazu haben sollte, ganz Amerika in Dunkel hüllen, ein Armour das Land dem Hunger überantworten kann. Wenn es auch da und dort einmal eine Gemeinde gibt, die sich weigert, Schenkungen der Milliardäre anzunehmen, und ihr Geld als "tainted money" refüsiert, so sonnt man sich im allgemeinen eben doch mit Vorliebe im Glanze des Goldes dieser Krösusse und verschlingt ihre Bücher, in welchen sie erzählen, wie sie zu ihren Millionen gekommen sind. Niemand denkt daran, daß es mit diesen Büchern dieselbe Bewandtnis hat, wie mit den Enthüllungen der Taschenspieler und Wundermanipulatoren: es werden sehr viele schöne Worte gemacht, aber die Hauptsache, der Trick, auf den es ankommt, wird verschwiegen.

Mit vierzehn Jahren schon, sobald er der Schule entwachsen ist, tritt der Amerikaner ins praktische Leben, das sogenannte "strenuous life", gegen dessen übermäßige Anstrengungen Roosevelt nicht müde wurde, zu Felde zu ziehen, und das die Nervenheilanstalten des Landes in schier beängstigender Weise bevölkert.

Was den amerikanischen Geschäftsmann besonders auszeichnet, ist der sogenannte "pluck", die Verve, mit der er jederzeit bereit ist, sein ganzes Hab und Gut auf eine einzige Karte zu setzen, um wieder von vorn anzufangen, falls ihm das Glück nicht günstig ist. Er ist der geborene "fighter" im Kampfe des Lebens, eine Spielernatur durch und durch und dabei von einem unbesieglichen Optimismus. Sicherheiten verlangt er nie. Im Vertrauen auf sein gesundes Urteil und seine persönliche Geschicklichkeit, läßt er sich täglich und stündlich in Spekulationen ein, die oft direkt abenteuerlich scheinen.

"Nothing succeeds like success", sagt er und ist dabei der Meinung, daß Geld der Schlüssel zu allen Türen der Welt ist. "Every man has his price!" Daher interessiert ihn auch bei allem nichts so sehr wie der Kostenpunkt, mag es sich um Dinge der Kunst, der Wissenschaft oder was auch immer handeln. Fast jedes Couplet, das in Amerika gesungen wird, verherrlicht den Dollar, „deinen besten Freund". So kommt es, daß der amerikanische Geschäftsmann nicht selten eine geradezu beängstigende Unbildung verrät. Man munkelt von Millionären, die ihre Schecks nur mit drei Kreuzen unterzeichnen, und von mächtigen Börseanern, die nicht imstande sind, einen fehlerfreien Satz zu schreiben. Man frage nur die Privatsekretärinnen dieser Herren, die so hilflos in den Händen dieser zumeist bildhübschen jungen Damen sind. Was haben sie oft für Arbeit mit ihren Herren und Gebietern! Nur gut, daß sie sie so "smart" zu gängeln wissen, daß sie schließlich gar häufig statt der mit Dollarzeichen geschmückten Tapete des Privatkontors als legitime Millionärsgattinnen die Tapete eines fürstlichen Schlafzimmers zu sehen bekommen. . . .



Auf der Jagd nach dem „allmächtigen" Dollar.

In seinem Bureau ist der Amerikaner von beispielloser Arbeitskraft und versteht es, jede Minute seiner Zeit auf die gewinnbringendste Weise zu verwerten.

Die amerikanische Presse.

Auf die Gefahr hin, in den Verdacht der Fachsimpelei zu geraten, will ich nunmehr auf die amerikanische Presse zu sprechen kommen, über die ich mir schmeichle, in mehr als gewöhnlichem Umfange informiert zu sein.

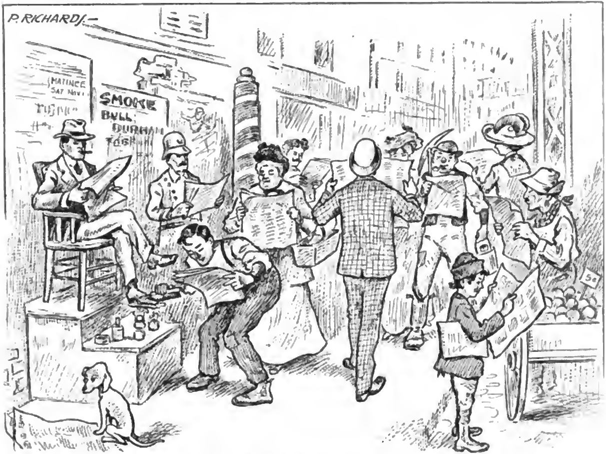
Amerika ist das Zeitungsland par excellence. Von den 60 000 Zeitungen der Welt erscheinen mehr als 20 000 in Amerika. Die große Macht, die sie repräsentieren, äußert sich auf Schritt und Tritt. Haushohe Plakate, auf denen die noch feuchten Bürstenabzüge der neuen, noch im Druck befindlichen Nummer affichiert sind, Riesentafeln, die dazu dienen, die neuesten Telegramme zu veröffentlichen, und nicht zuletzt die himmelanstrebenden Paläste der einzelnen Blätter geben auch dem Uneingeweihten einen Begriff von der geradezu gigantischen Weise, in welcher die amerikanischen Zeitungen arbeiten müssen, um den Anforderungen ihrer verwöhnten Leser zu genügen. Der "World Building" mit seiner goldenen Kuppel, die bis weit hinaus aufs Meer dem Ankömmling entgegenleuchtet, der künstlerische Renaissancebau des "New York Herald" und das Kolossalgebäude der "New York Times" mit dem bekannten imposanten Turm gehören hierher.

Die Auflagezahlen der amerikanischen Blätter gehen ins Phantastische. Ungeheure Lastwagen und Automobile rasen durch die Straßen, um an jeder Ecke große Ballen und Stöße von Zeitungen für die Grossisten herunter zu werfen, die sie wieder in fieberhafter Eile an die Zeitungsjungen verteilen. Keine fünf Minuten vergehen, und die neueste Extranummer — 8 bis 10 pro Tag ist das mindeste — ist an den Mann gebracht. In bewegten Zeiten veranstaltet jede größere Zeitung jedoch fast jede Viertelstunde eine neue Ausgabe. Natürlich wird nicht immer das ganze Blatt neu gedruckt, sondern nur ein Teil der ersten Seite, auf welcher eine Spalte für "The Latest News" reserviert ist.

Da die Zeitungen sehr billig sind — vier Pfennig ist der gewöhnliche Tarif —, so überlegt man es sich nicht lange, den Zeitungsjungen, die übrigens Künstler in ihrem Fache sind, ein paar Exemplare abzunehmen. In keinem Land der Welt gibt es so viele und so passionierte Zeitungsleser wie in Amerika. Sogar der Polizist im Dienst hält es ohne Zeitung nicht aus, und selten sieht man einen ohne das obligate Zeitungsblatt in Händen, in das er verstohlene Blicke hineinwirft. Der italienische Fruchthändler steht, andachtsvoll in seinen "Il Progresso Italiano" vertieft, neben seinem Obstkarren. Der Arbeiter, der mit Hacke und Schaufel seiner Arbeitsstelle zustrebt, liest unterwegs im Gehen seine "Irish World", und der Mann, der sich die Schuhe putzen läßt, liest unterdessen die Zeitung, um nur ja keine Minute den Zusammenhang mit der Welt zu verlieren.

Die Extrablätter, "Extras" genannt, werden von den Zeitungsjungen in der raffiniertesten Weise ausgerufen. Die Bengel brüllen, um die Neugierde des Publikums zu wecken, durch die Straßen laufend, eine einzelne Nummer in der hoch erhobenen rechten Hand, einen Stoß Zeitungen unter dem linken Arm, irgend eine packende Phrase, die die Neuigkeiten der Nummer wichtig und interessant erscheinen läßt, ohne sie vorzeitig preiszugeben.

Eine besondere Spezialität im Rahmen der amerikanischen Presse ist das Sonntagsblatt, das von einem für europäische Begriffe unerhörten Umfange ist. Würde man hierzulande mit so einem Sonntagsblatt unter dem Arm über die Straße gehen, würde man sicher für einen Zeitungshändler gehalten werden. In keinem amerikanischen Haushalt darf das Sonntagsblatt fehlen. Jeder sucht sich den Teil heraus, der ihn am meisten interessiert: der Vater den politischen und finanziellen Teil, die Mutter die Frauenzeitung, der Sohn die Sportbeilage, die Töchter die Modezeitung, die Kleinen das "Comic Supplement", und die Kleinsten spielen unter dem Annoncenteil Verstecken! Sogar Kochrezepte für die ganze Woche bringt das Sonntagsblatt. Vielleicht ist das Überhandnehmen der Indigestion in Amerika diesem Umstand zuzuschreiben. . . .



Der Triumph der Zeitung.
Sogar im Gewimmel des Straßenverkehrs hält es der Amerikaner ohne Zeitung nicht aus.

Die Herrschaft des Reporters.

Der vielgeschmähte amerikanische Reporter, der stets als die personifizierte Neugierde und Zudringlichkeit dargestellt wird, ist sicher bei weitem besser als sein Ruf. Roosevelt sagte einst: "When I want a secret kept, I tell it to the reporters, confidentially." Damit wollte er sagen, daß es zwecklos wäre, vor amerikanischen Reportern eine wichtige Neuigkeit verbergen zu wollen. Er zog es daher vor, die Reporter selbst zu informieren, ihnen aber das Wort abzunehmen, nicht eher Gebrauch von den Informationen zu machen, die er ihnen gab, als bis er ihnen die Erlaubnis dazu erteilte.

Ein Wort muß der amerikanische Reporter völlig aus seinem Wörterbuch streichen: das Wort „unmöglich". Er muß alles hören, sehen und wissen, er muß allgegenwärtig sein, an jedem einigermaßen prominenten Zeitgenossen weiblichen oder männlichen Geschlechts so lange kratzen können, bis eine Neuigkeit abfällt, und er muß zugleich Phantasie besitzen wie ein ganz großer Dichter, um interessante Nachrichten erfinden zu können, wenn wenig Stoff vorliegt. Er muß nicht nur ein Spürhund sein, der alles ans Tageslicht zieht, sondern er muß auch über eine gewandte Feder verfügen, um seine Sachen, sensationell und mundgerecht aufgemacht, in die Spalten seiner Zeitung zu bringen. Nicht selten kommt es vor, daß er ein Interview mit einer markanten Persönlichkeit erfindet, um es dann lediglich unterschreiben zu lassen. Große Männer sind bekanntlich bequem, und unser Reporter würde nie zu seinem Interview kommen, wenn er sich auf diese Methode nicht verstünde.

Daß er Wunder an Schnelligkeit vollbringt, darf ich als bekannt voraussetzen. Wie der Henker den Sarg für den armen Sünder, führt er auf allen seinen Wegen einen Laufjungen mit sich, um seine Manuskripte so rasch als möglich in die Druckerei gelangen zu lassen. Bei Katastrophen arbeitet er, als ob er nicht pro Zeile, sondern pro Leiche honoriert würde. In der Sauren-Gurken-Zeit kommt es ihm nicht darauf an, sich selbst überfahren zu lassen, nur um ein "beat" für seine Zeitung zu haben.

Da die Zeitung in Amerika nur für die Stunde, in der sie erscheint, geschrieben ist, so kümmert sich niemand darum, ob sich alle Nachrichten des Reporters später auch wirklich bewahrheiten. Lange vor der Erfindung der drahtlosen Telegraphie verstanden sich denn auch die amerikanischen Reporter bereits auf die Kunst, Neuigkeiten aus der Luft zu greifen, und sie machen in dieser Kunst täglich neue Fortschritte.

In den letzten Jahren ist auch eine ganze Anzahl von Frauen zum Journalismus gekommen. Die meisten von ihnen bewähren sich auf das beste. So hat zum Beispiel Mrs. Nellie Blye von der "New York World" schon die sensationellsten Missionen im Auftrage ihres Blattes ausgeführt, unter anderem eine Reise um die Erde gemacht. Auf dem Gebiete des Interviews leisten die Frauen-Reporter womöglich noch mehr als ihre männlichen Kollegen. Wenn sie einmal auf irgend jemand losgelassen sind, der durch irgend etwas die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, dann gibt es keine Rettung für den Armen, und das beste, was er tun kann, ist, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Natürlich ist dies nicht immer leicht, denn es kommt vor, daß man in der intimsten Gesellschaft, ja sogar im Bett oder in der Badewanne überfallen, photographiert, skizziert und in jeder nur denkbaren Weise in Wort und Schrift festgenagelt wird. Das Ende der Frauen-Reporter ist zumeist "nervous prostration" oder — Heirat. Im letzteren Falle winkt die nervous prostration allerdings dem glücklichen Gatten . . . . .

Ein Kapitel für sich ist der amerikanische Nachrichtendienst. Man weiß, mit welcher Schnelligkeit er arbeitet, und daß die Verleger nicht müde werden, Unsummen für ihn aufzuwenden. Daß der amerikanische Nachrichtendienst immer einen Stich ins Sensationelle hat, ist darauf zurückzuführen,



Der amerikanische Reporter.

Die Hauptforce des amerikanischen Reporters ist das Interview, bei welchem er die armen Opfer erbarmungslos durchstöbert, bis er hat, was er braucht.

daß der Amerikaner nicht nur seine Speisen, sondern eben auch alles andere gern stark gewürzt genießt. Trotzdem gibt es in Amerika eine nicht geringe Anzahl von Blättern, die jeder Sensation abhold sind, wie zum Beispiel die "New York Sun", die keine Neuigkeit bringt, ohne sich zuvor von ihrer absoluten Richtigkeit überzeugt zu haben. Dieser Umstand hat freilich zur Folge, daß das Publikum sowohl dieser Zeitung wie auch den übrigen Zeitungen dieser Art sehr kühl gegenüber steht, die sogenannten „gelben Blätter" dagegen verschlingt wie warme Semmeln.

Diese gelben Blätter, die die eigentliche Sensationspresse Amerikas repräsentieren, sind bei weitem nicht so arg wie ihr Ruf in Europa. Wiederholt haben sie bereits die öffentliche Aufmerksamkeit auf Mißstände gelenkt, die sonst totgeschwiegen wurden. Auch sind sie weit entfernt davon, das unersättliche Ungeheuer zu sein, als welches man sie hinzustellen pflegt. Sie haben wirklich nicht den Ehrgeiz, das Mädchen, das einen Fehltritt begangen hat, der Schande preiszugeben, oder den jugendlichen Verbrecher ungeachtet der Qualen seiner alten Mutter noch tiefer in den Sumpf zu stoßen.

Ausdrücklich betonen möchte ich, daß die sogenannte gelbe Presse nicht das geringste mit der Skandalpresse zu tun hat, die lediglich Nachrichten und Enthüllungen aus dem intimsten Privatleben exponierter Persönlichkeiten bringt und schuld daran ist, daß viele reiche Amerikaner im Ausland leben, um unbelästigt zu bleiben. Typisch amerikanisch ist diese Skandalpresse Gott sei Dank ebensowenig, wie die Skandalpresse Europas typisch europäisch ist.

Abgesehen von dieser mißratenen Schwester sind die Zeitungen Amerikas durchweg Parteiblätter. Ein nach allen Seiten hin unabhängiges Blatt gibt es nicht. Man steht entweder im Solde einer politischen Partei oder einer bestimmten finanziellen Gruppe und bekämpft die Gegenseite mit Waffen, die desto schärfer geschliffen sind, je höher die Dividende ausfallen soll. Moralisten mögen sich darüber empören; ich für meine Person erlaube mir auf Goethe hinzuweisen, der nicht gerade unmoralisch war und über Jacobi mit Bezug auf dessen Zeitschrift „Iris" schrieb: „Jacobi soll verziehen werden, weil er Geld dabey zu schneiden denkt."

Die Freiheit der amerikanischen Presse, deren Macht im Guten wie im Bösen ständig im Wachsen begriffen ist, ist völlig unbeschränkt und manchmal vielleicht zu weit gehend. Während des spanisch-amerikanischen Krieges 1898 brachten die amerikanischen Zeitungen so viele und detaillierte Nachrichten über die beabsichtigten Bewegungen der Armee und Flotte, daß die kriegerischen Operationen bedeutend behindert waren und litten. In jedem anderen Lande wäre daraufhin Anklage wegen Hochverrats erhoben worden. Auch der Polizei erschwert die amerikanische Presse häufig die Ausübung ihrer Pflichten, jedoch machen dies die Blätter wieder wett, indem sie eigene Detektiv-Organisationen unterhalten und in der Ausforschung und Überführung von Verbrechern schneller und gewandter sind als die Polizei.

Die redaktionelle Organisation der amerikanischen Blätter ist vorbildlich zu nennen. Alles, was nur irgendwie geeignet ist zu interessieren, wird gebracht und großzügig honoriert. Man erinnert sich, daß Roosevelt für seinen Bericht über seine Jagdexpedition ins Innere Afrikas von "Scribner's Magazine" und dem "Outlook" das Rekord-Honorar von einem Dollar pro Wort erhielt, und daß der erste Bericht Cooks über seine angebliche Entdeckung des Nordpols vom "New York Herald" mit 25000 Dollars honoriert wurde.

Die Rolle, die der amerikanische Journalist in der Gesellschaft seines Landes spielt, ist eine bei weitem bevorzugtere als die des deutschen Journalisten. In seinen Clubs verkehren vom Präsidenten der Union abwärts die höchsten Funktionäre des Staates, und bei den Sitzungen des Kongresses in Washington bekleiden die Vertreter der Zeitungen Sonderstellungen, wie sie wohl in keinem anderen Lande der Welt der Presse eingeräumt werden. Dies geht darauf zurück, daß man in Amerika ganz allgemein von der Macht des gedruckten Wortes überzeugt ist und sich daher lieber „knocken" als totschweigen läßt, denn es ist besser, schlecht, als gar nicht im Bewußtsein der Zeitgenossen leben.



Das Wirkungsfeld der „Gelben Presse."
Einem unersättlichen Ungeheuer gleich, nährt sie sich von den sensationellen Begebenheiten des Alltagslebens.

Geist gegen Kraft.

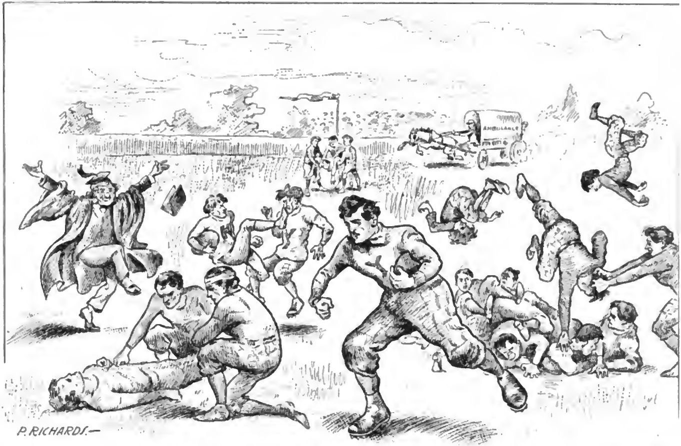
Die Bildung der amerikanischen College-Studenten wird im Auslande vielfach unterschätzt. Die Zeiten, wo man sich in Amerika den Doktortitel um billiges Geld kaufen konnte, sind längst vorüber. Heute ist ein langes und schweres Studium erforderlich, um die akademischen Grade zu erlangen.

Bekannt ist, daß die amerikanischen Hochschulen auf die körperliche Ausbildung der Studenten nicht weniger Wert legen wie auf die geistige. Ja, vielfach geht dies Streben so weit, daß die geistige Ausbildung darunter leiden muß. Zugegeben, daß der Amerikaner das Bestreben fühlt, eine gesunde Rasse heranzuziehen, so hat der Sport an hohen Schulen doch wohl nur insolange eine Berechtigung, als es gilt, die klassische Theorie vom gesunden Geist im gesunden Körper durchzusetzen. Weno jedoch die akademische Jugend beginnt, den Hauptzweck des Studiums im athletischen Training zu sehen, und wenn sie sich in Sport-Exzentrizitäten ergeht, die nicht nur nicht gesund sind, sondern zu dauernden Krankheiten führen, so ist es doch wohl an der Zeit, ein kräftiges Veto dagegen einzulegen. Der Gelehrte Dr. Elliot, Rektor der Harvard Universität, hat dieser Meinung lauten Ausdruck gegeben, wurde dafür aber von Roosevelt, der bekanntlich ein großer Sportsman vor dem Herrn ist, heftig angegriffen. Ob Elliot die amerikanische Jugend zu Schwächlingen (Molly-Coddles) erziehen wollte? fragte ihn Roosevelt öffentlich.

Der Sport, der auf den amerikanischen Colleges am meisten en vogue ist, ist das Fußballspiel, genannt das „Spiel der Könige".

Bei Matches der verschiedenen Universitäten, wie Yale, Harvard, Princeton, Cornell usw. stehen die "Crack players" einer jeden Universität im Vordergrund des Interesses. Die Zeitungen bringen ihre Bilder, veröffentlichen täglich Bulletins über ihren Schlaf und ihre Mahlzeiten und vergessen nicht, den Lesern ihre genauen Körper- und Gewichtsmaße mitzuteilen. Gespielt wird um die sogenannten "Loving-cups" (Liebespokale), aber in einer Weise, die mit Liebe nicht das mindeste gemein hat. Die wildesten Ausschreitungen sind bei diesen Matches zur Regel geworden, und eine ganze Schar von Ärzten hat alle Hände voll zu tun, um die vorkommenden Unglücksfälle zu erledigen. Mit Vorliebe treten die Spieler einander mit ihren schweren, nägelbeschlagenen Schuhen ins Gesicht, und selbst ergraute Professoren jubeln laut, wenn sie derartige „Heldentaten" sehen. Um die erforderliche Fertigkeit im Anrempeln des Gegners zu bekommen, trainieren die Studenten das ganze Jahr über, indem sie mit Kopf und Schultern gegen festgefügte Balken anrennen. Kein Wunder, daß trotz Gesichtsmaske und Bandagen die Verletzungen nach einem jeden Match sehr zahlreich und schwer sind, ganz zu schweigen von den Todesfällen, die sich alljährlich durch Tritte in den Bauch und andere Roheitsakte dabei ereignen. Bezeichnend ist der Scherz von dem Spieler, der nach beendetem Spiel scheinbar in Gedanken verloren über das Feld ging. „Sieh doch, wie der Bursche das Spiel noch einmal im Geiste durchkämpft," sagte ein Zuschauer, der ihn beobachtete, zu seinem Nachbar. „Ach was," sagte der junge Mann, der die Bemerkung gehört hatte, „ich suche mein linkes Ohr, das mir die Kerls abgetreten haben!"

Ich glaube, daß die amerikanischen Studenten daher wenig Grund haben, verächtlich von dem „rohen deutschen Paukkomment" zu sprechen. Immerhin will ich zugeben, daß die großen Universitäts-Matches, soweit malerische Momente in Betracht kommen, nicht ohne Wert sind. Die Spieler in ihren Lederjacken und den Beinschienen an den Waden machen einen sehr pittoresken Eindruck, zumal sie durch die Bank geschworene Feinde des ehrsamen Friseurgewerbes sind und nie anders als mit lang herabwallenden Haaren auf dem Felde erscheinen. Auch die leidenschaftlich alle Phasen des Spieles verfolgenden Kollegen der Spieler, die Vorzugsplätze auf den Tribünen einnehmen, tragen viel zur Erhöhung des Reizes des Bildes bei.



Auswüchse des akademischen Sportbetriebs.

Nicht selten fordert der Sportbetrieb auf amerikanischen Hochschulen Opfer an Leben und Gesundheit. Das hindert aber das bei jedem akademischen Meeting zahlreich zusammen strömende Publikum ebensowenig, wie die Herren Professoren, sich für die „Leistungen" der Studenten zu begeistern.

Bruder Jonathans Eile mit Weile.

Die amerikanische Eile ist in der ganzen Welt sprichwörtlich geworden. Der Amerikaner selbst ist sich ihrer bewußt und scherzt wohl gelegentlich über die nervöse Hast, die ihm eigen ist. Der Lehrer, der imstande ist, in dreißig Minuten sechs Stunden zu geben, oder die Zwei-Minuten-Eier, die schon in einer Minute serviert werden können, sind sattsam bekannt. Eile charakterisiert den Amerikaner sowohl in seinem öffentlichen als auch in seinem privaten Leben. Von den Wänden seines Bureaus grüßen Inschriften wie "Time is money", "Be brief" u. dgl., um dem Besucher zu Gemüt zu führen, wie kostbar seine Zeit sei. Berüchtigt ist die lapidare Kürze, deren er sich, um Zeit zu sparen, bei seinen geschäftlichen Unterredungen befleißigt. Das Essen schlingt er herunter als ob die Hölle hinter ihm los wäre, ja, sogar seinem Vergnügen geht er nicht nach, sondern er rennt und rast ihm nach. Ein Dolce far niente kennt er überhaupt nicht und benimmt sich, sogar wenn er ausruht, wie ein Perpetuum mobile. Er schaukelt auf dem Schaukelstuhl, kaut ohne Unterlaß irgend etwas und bewegt dabei krampfhaft die Kinnbacken, er springt von einem elektrischen Kontakt zum anderen, um die Ventilation zu regulieren, und wenn er schon gar nichts zu tun weiß, dreht er krampfhaft die Daumen, als ob er fürchten würde, andernfalls einzurosten. Seine Wälder macht er nicht mit der Axt urbar, sondern er rottet sie mit Stumpf und Stiel durch Feuer aus. Seine Windmühlen haben elektrischen Antrieb, um nur ja nicht hinter der Zeit zurückzubleiben. Die Fenster, die er verwendet, sind nicht Flügel- sondern Schiebe-Fenster, damit das Öffnen und Schließen schneller vonstatten geht. Nicht einmal zum Sprechen nimmt er sich Zeit. Er schreit dich an, "how are you?", aber ehe du noch angefangen hast zu anworten, ist er schon über alle Berge. Willst du deine Zigarre an der seinen anstecken, so mußt du im Trab neben ihm herlaufen. Er trägt kein Portemonnaie, denn das Öffnen und Schließen desselben ist ihm zu umständlich; lieber verliert er sein Geld aus der Hosentasche, in welcher er es lose bei sich trägt. Sogar die Leichenwagen fahren im Galopp zum Friedhof, wenigstens in den Witzblättern, die nicht müde werden, die amerikanische Eile ohne Weile zu verspotten.

Wie eilig es der Amerikaner hat, kann man so recht beobachten, wenn man ihn zum Barbier begleitet. In den amerikanischen Barbierläden, die an den sogenannten "Barberpols" weithin kenntlich sind, herrscht die denkbar weitgehendste Arbeitsteilung. Sehen schon die Barberpols, diese charakteristischen, rot und weißen Stangen so aus, als ob sich ein vorübergehender Maler in aller Eile die Hände an ihnen abgewischt hätte, so ist der Betrieb im Innern des Ladens womöglich noch mehr auf Eile zugeschnitten. Um den Kunden daran zu hindern, zeitraubende Gespräche zu führen, wird ihm vor allem eine Ladung Seifenschaum in den Mund appliziert. Abgesehen davon muß sich der Barbier nicht besonders anstrengen. Alles, was er zu tun hat, besteht darin, den eingeseiften Pinsel in der Hand zu halten. Der Kunde wackelt dann schon allein so lange mit dem Kopf, bis er genügend eingeseift ist, . . . Dies ist das Zeichen für eine ganze Rotte Korah, sich auf das hilflose Opfer zu stürzen. Da ist vor allem der "Bootblack", der mit einem großen Aufwand von Bürsten und Lappen die Stiefel des Gastes liebkost. Gleichzeitig bemüht sich eine junge Dame in entgegenkommender Weise, die Nägel des Kunden einer gründlichen Polierung zu unterziehen, während andere hilfreiche Geister teils seinen Hut auffrischen, teils seine Hosen mit neuen Bügelfalten versehen oder etwa vorhandene Hühneraugen entfernen. Ist alles glücklich vorüber, so unterzieht noch der schwarze Porter den Überrock des Kunden einer geräuschvollen Säuberung mittels einer Reisbürste, worauf die Zeremonie des Zahlens und Trinkgeldspendens vor sich gehen kann.

Rentner, die im Alter beschaulich die Früchte ihres Fleißes genießen, gibt es in Amerika überhaupt nicht. Jeder arbeitet,



Barbiersstube „Express."
Die geradezu geniale Arbeitsteilung setzt selbst den heruntergekommensten Amerikaner in die angenehme Lage, sich im Nu in einen Adonis zu verwandeln.

bis er umfällt. "To die in the harness", in den Sielen zu sterben, ist der höchste Wunsch jedes wirklichen Amerikaners, der am liebsten jedes Jahr ein Schaltjahr haben möchte, nur um einen Tag länger die tolle Jagd nach dem Dollar mitmachen zu können.

Zahllos sind die Unglücksfälle, die die maßlose Hast des Amerikaners nach sich zieht. Namentlich das Abspringen von der in voller Fahrt befindlichen Straßenbahn und die Unsitte, die Geleise knapp vor dem heranbrausenden Train zu kreuzen, führt der Statistik des Todes immer neues Material zu. Die vom Broadway und dem Union Square gebildete Ecke heißt daher direkt die "Dead men's curve", die Ecke, an welcher die 45. Straße mit der 11. Avenue zusammenkommt, die "Death Avenue".

Seine angeborene Hast verläßt den Amerikaner auch nicht, wenn es sich um die Probleme des Magens handelt: in den Restaurants fängt man sozusagen schon in der Türe zu essen an. Gleich am Eingang nämlich befindet sich der sogenannte "oysterstand", wo die Austern, bekanntlich eine Lieblingsspeise des Amerikaners, von der Hand eines Spezialisten in diesem Fache mit rasender Schnelligkeit geöffnet werden. Die einzelnen Gänge des Menüs werden nicht nacheinander serviert, sondern gleichzeitig auf einem Dutzend kleiner Teller, auf deren jedem sich eine andere Speise in homöopathischer Dosierung befindet. Um die Qual der Wahl zu verringern, prangt auf jeder amerikanischen Speisekarte das sogenannte "Hash", ein breiförmiges Gemisch aus allen möglichen Bestandteilen, das man durch einen Zusatz von scharfer Sauce verdaulich zu machen sucht. Mit einer Gier, als hätte er seit Wochen nichts im Magen gehabt, stürzt sich der Gast auf die fragwürdigen Delikatessen, aber man sieht ihm an, daß er nicht zum Vergnügen ißt, sondern nur, weil er es für seine Pflicht hält. Ungeduldig wartet er auf den Mann, der ihm durch irgend eine Wunderpille diese Arbeit erspart. Vorderhand behilft er sich vielfach mit dem sogenannten "predigested food" (vorverdaute Nahrung, die man angeblich nicht kauen muß).

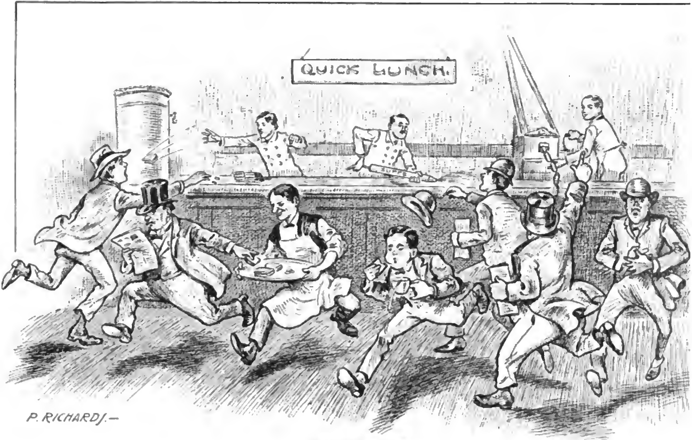
Dementsprechend preisen die Restaurants weniger die Güte ihrer Darbietungen an, als die Schnelligkeit, mit welcher sie servieren. "Meals to the minute!" Was den Amerikaner in die Lage setzt, an seiner Bureautür zu affichieren: "Gone to lunch. Will be back in five minutes!"

Das höchste an Schnell-Essen leistet der Amerikaner in den sogenannten "Quick-Lunch" Lokalen. Mit dem Hut auf dem Kopf kommt er hier hereingestürzt und schaufelt, als gelte es sein Leben, irgend etwas in sich hinein, um, noch mit vollen Backen kauend und dem Erstickungstod nahe, das Lokal eben so schnell zu verlassen, wie er es betreten hat. Die Karikaturisten Amerikas behandeln mit Vorliebe dieses Motiv und ergehen sich dabei in allerlei witzigen Utopien. So zeichnen sie das Restaurant der Zukunft, in welchem den Gästen die Suppe aus mächtigen Hydranten in den offenen Mund gespritzt, Fleisch und Brot mit automatischen Ladestöcken in den Magen gestopft wird. . . .

Bei alledem ist die outrierte Eile des Amerikaners nicht selten nur eine Pose, die ihm so sehr zur zweiten Natur geworden ist, daß er sie nicht mehr ablegen kann. Man kennt den Herrn, der wie der Blitz in den Barbierladen fährt, nachdem er sich bereits auf der Straße des Kragens und der Krawatte entledigt hat, aus Leibeskräften schreit: „Schnell, schnell! Ich hab' es eilig!" — — und dann stundenlang die ausliegenden Zeitungen studiert. . . . Der Amerikaner ist vielleicht letzten Endes nur schnell, weil ihm die Schnelligkeit Selbstzweck ist und weil er eine unausrottbare Vorliebe für Rekorde jeder Art besitzt.

Ein japanischer Prinz, welcher New York besuchte, beobachtete erstaunt auf den Untergrund-Bahn-Stationen der 42. und 72. Straße den lebensgefährlichen Sturm der Passagiere auf den Expreßzug. „Warum fahren sie nicht lieber mit dem gewöhnlichen Zug weiter?" fragte er. Und als man ihm sagte, daß es den Leuten darauf ankomme, zwei Minuten zu gewinnen, meinte seine japanische Hoheit erstaunt: „Was tun sie denn mit den zwei Minuten?!"

Da nur ein Narr auf Antwort wartet und dies Kapitel über die Eile des Lesers Zeit schon allzu sehr in Anspruch genommen hat, schließe ich mit dieser Frage.



Die Schnell-Lunch-Manie.
Die amerikanische Mittagsstunde zählt bloß nach Minuten und wird auch dementsprechend ausgenützt.

Amerikanisches Geheimwesen.

Nichts wirkt in Amerika so sehr wie das Geheimnisvolle, besonders wenn es sich irgend eine offiziellsoziale Uniform umhängen darf. Ist doch jede Art von buntem Tuch in den Vereinigten Staaten, in denen es einst überhaupt keine Uniformen gab, ein gar begehrter Artikel. Die militärischen Organisationen leisten sich heute bekanntlich Uniformen, die so bunt und prunkvoll sind, daß der Ornat eines indischen Rajahs im Vergleich zu ihnen wie ein ärmliches Badekostüm wirkt. Auch die Titelsucht ist ein weit verbreitetes Laster in Amerika geworden. Es wimmelt von Colonels, Majoren und Generälen, obwohl es nur wenig reguläres Militär gibt, sondern zumeist bloß Miliztruppen. Kann man's nicht anders, so versucht man wenigstens durch die Zugehörigkeit zu einem Geheimbund, einer sogenannten Loge, sich ein Air zu geben.

Jede Loge hat ihr bestimmtes Abzeichen, das im Knopfloch getragen wird. Da viele Leute ihren Ehrgeiz darein setzen, gleichzeitig mehreren Logen anzugehören, so sehen sie oft im Schmucke aller ihrer Medaillen aus wie ordenbesäte Diplomaten. In jeder Loge gibt es nach dem Vorbild der Freimaurer verschiedene Grade und Stufen, die das Mitglied sich mühsam erdienen muß. Nur auf Grund umfassender Studien des Zeremoniells und der Statuten ist es möglich, der höchsten Grade teilhaftig zu werden, aber man kann Zeremoniell und Statuten noch so gut kennen, — wenn man nicht obendrein einen schönen Haufen Geld sein eigen nennt, macht man in der Loge keine große Karriere.

Es ist gar nicht einzusehen, warum die amerikanischen Logen sich in so läppischen Mummenschanzereien gefallen, zumal sie alle edle, philanthropische Ziele verfolgen. Es ist einfach lächerlich, was zwei Logenbrüder imstande sind vorzugeben, wenn sie sich auf der Straße, im Restaurant oder in der Straßenbahn treffen. Sie erkennen sich an genau festgesetzten Zeichen und Griffen, die nicht selten auffallend grotesk sind. Die amerikanischen Karikaturisten stellen solche Szenen mit Vorliebe dar und auch das muntere Völklein der Bühnenhumoristen tritt gerne in der Rolle eines Logenbruders auf. Zahlreiche Theaterstücke ironisieren die amerikanischen Logenverhältnisse, wie z. B. das gelungene "Are you a Mason?", das sich im besonderen mit der Loge der "Masons" beschäftigt.

Den Höhepunkt unfreiwilliger Komik bedeutet das Aufnahms-Zeremoniell der Logen oder, wie sie sich auch gerne nennen, der "Secret Societics". Mit verbundenen Augen und in halbnacktem Zustand wird der Aufnahmswerber in den Sitzungssaal geführt, wo er an den Stufen eines imposanten Thrones, den er nicht sehen kann, eine weihevolle Ansprache über sich ergehen lassen muß. Dann überantwortet man ihn einer Schar von „Scharfrichtern", die ihn darauf zu prüfen haben, ob er standhalt genug ist, die „Geheimnisse" der Loge zu bewahren. Der Gute wird gepufft, gestoßen, getreten, geschlagen und das oft so gründlich, daß ernstliche Verletzungen vorkommen. Den Abschluß der Torturen bildet meist das sogenannte "riding the goat", wobei der neue Bruder auf einer Ziege durch den Sitzungssaal reiten muß, was nicht sehr leicht und auch durchaus nicht angenehm ist. In manchen Logen besteht die Prüfung darin, daß der „Kandidat" unerwartet einer Leiche gegenübergestellt wird, die er betasten muß. Meist verwendet man zu diesem geschmacklosen Experiment eine täuschend hergerichtete Puppe, es soll aber auch schon vorgekommen sein, daß man sich einer echten Leiche bediente . . . Ist endlich die „Standhaftigkeit" des Benjamins über allen Zweifel erhaben festgestellt, so wird er als dienender Bruder aufgenommen. Es dauert nicht lange, so kommt er darauf, daß er auch weit weniger standhaft sein könnte, als er sich bei der Aufnahmsprüfung gegeben hat, weil die Loge ein harmloser Wohltätigkeits- und Geselligkeitsverein ist, der nicht das mindeste zu verheimlichen hat.

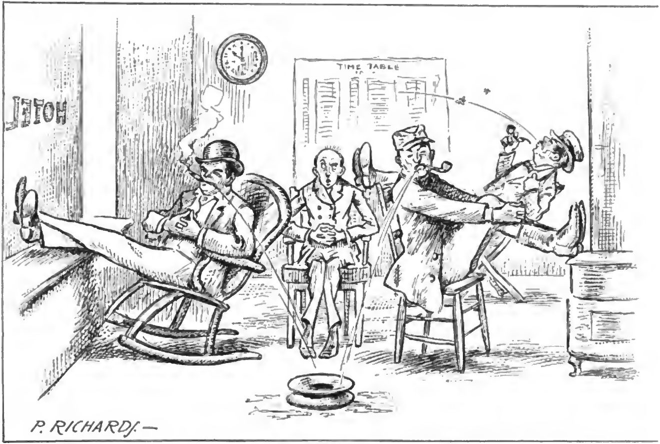


Unter amerikanischen Geheim-Bündlern.
Bei der Aufnahme in einen amerikanischen Geheimbund wird der „Deliquent" den verschiedenartigsten Proben seiner Standhaftigkeit ausgesetzt.

Amerikanische Kuriositäten.

Man mag der größte Bewunderer der amerikanischen Nation sein und alles, was sie leistet und geleistet hat, mustergültig finden, ohne sich mit allen ihren Sitten beziehungsweise Unsitten einverstanden erklären zu können. Es dauert sehr lange, bevor man sich an gewisse Kleinigkeiten gewöhnt, die so vielen Amerikanern anhaften, und jeden, der nicht in den Vereinigten Staaten geboren und aufgewachsen ist, nervös machen und befremden. Wenn zum Beispiel der Amerikaner überall mit dem Hut auf dem Kopf umhersitzt, ihn auch beim Eintritt in einen Laden, häufig auch sogar in Privatbureaus nicht abnimmt, seinesgleichen höchstens mit einem Kopfnicken oder einem flüchtigen "how do you do?" begrüßt, ohne eine Antwort abzuwarten, so steht dies im denkbar größten Kontrast zu der unterwürfigen Weise, in welcher er vor der "better half" der Schöpfung den Hut vom Kopfe reißt. Niemand, der ihn dabei sieht, wird auf den Gedanken kommen, daß er es oft nur mit innerlichem Widerstreben tut. Daß dies jedoch trotzdem der Fall ist, beweist der Umstand, daß er sich in jedem besseren Restaurant eine Abteilung reservieren läßt, wo er dann ostentativ den Hut auch dann nicht abnimmt, wenn sich gelegentlich eine Dame hineinverirrt. Auf der Hochbahn und auf der Elektrischen ist der Amerikaner häufig ein wenig angenehmer Zeitgenosse. Mit übereinandergeschlagenen Beinen sitzt er da, ohne sich darum zu kümmern, ob er mehr Platz einnimmt als ihm zukommt. Als "street-car hog" spielt er daher in den amerikanischen Witzblättern eine ständige Rolle. Daß er mit Messer, Schere und Nagelfeile die letzte Hand an seine Toilette in breitester Öffentlichkeit legt, geht darauf zurück, daß ihm seine Zeit so kostbar ist, daß er es nicht übers Herz bringt, seinen Fingernägeln zuliebe fünf Minuten später von Hause fortzugehen. Hervorragende amerikanische Schriftsteller wie Thomas Nelson Page ("On the decay of manners") oder Edmund Russell ("A gentle cynic") und viele andere führen daher Klage darüber, daß die guten Manieren in Amerika auf dem Aussterbeetat stehen, wenn sie überhaupt je vorhanden waren. Kürzlich erst haben amerikanische Theaterdirektoren auf eine Rundfrage des New Yorker "Evening Journals" geantwortet, daß sie ihre Darsteller für Society-Rollen aus England beziehen müssen, weil der amerikanische Schauspieler den letzten Schliff für diese Rollen leider vermissen läßt. Carnegie würde ein gutes Werk tun, wenn er dafür sorgen wollte, daß sich in den öffentlichen Bibliotheken, die zu stiften er nicht müde wird, mehr Bücher über Höflichkeit und Anstand vorfinden!

Obgleich die ekelerregende Unsitte des Tabakkauens in den letzten Jahren in Amerika bedeutend zurückgegangen ist, ist sie immer noch weit genug verbreitet, um höchst störend zu wirken. Die öffentlichen Behörden müssen sehr stark mit ihr rechnen, und das beweisen die vielen Spucknäpfe, die man überall aufgestellt sieht, ebenso wie die zahllosen Plakate, welche das Spucken auf den Boden mit geradezu ungeheuerlichen Geld- und sogar Freiheitsstrafen belegen. Daß diese Strafen selten verhängt und nie vollstreckt werden, gehört freilich auf ein anderes Blatt. Nicht selten kann man sehen, daß ein eleganter Herr, sonst jeder Zoll ein Gentleman, seinen "plug" aus einem silbernen Etui herausnimmt, ein Stück abbeißt, und auf die Bitte "Let me have a chew" den Rest weitergibt, bis alle anderen Teilnehmer der Gesellschaft sich gleichfalls ein Stück abgebissen haben .... Die sentimentalsten Studien über diese abscheuliche Unsitte kann man in den "Halls" der kleineren Hotels anstellen, wo der Boden trotz der zahlreichen Spucknäpfe größten Formates derart mit Tabakjauche bedeckt ist, daß man sich die Hosen aufstülpen und Gummischuhe anziehen muß, um heil hindurch zu kommen. Unter den Spuckern gibt es einzelne Champions im Hoch- und Weitspucken, deren Technik bewunderungswürdig ist, und die sich nicht nur darauf verstehen, auf den glühend heißen Ofen



Im Zeichen des Kau-Tabaks.
Wie verbreitet die Sitte des Tabakkauens in Amerika ist, kann man so recht in der „Hall" der kleinen Hotels sehen: alles spuckt!

zu spucken, sondern auch auf die Fliegen an den Wänden, wozu sie sich durch ein nichts weniger als appetitliches Gekrächze und Räuspern vorbereiten. Diese „Prima Priemers" vollführen ihre kunstvolle Arbeit, ohne auch nur eine Muskel ihres Gesichts zu bewegen. Sie lümmeln in Schaukelstühlen oder bequemen Ledersesseln umher, die Füsse auf einem gegenüber stehenden Stuhl, unbekümmert darum, ob jemand anderer dort sitzt, und sind imstande, stundenlang wort- und gedankenlos zu kauen und zu spucken.

Was die Männer im Tabakkauen leisten, das leistet das schwache Geschlecht im Kauen von Candies und Chewing-Gum. In den Jahren 1906 bis 1911 wurden für diese beiden Artikel nach authentischen statistischen Untersuchungen nicht weniger als 102 bis 158 Millionen Dollars alljährlich in den Vereinigten Staaten ausgegeben. Bevor man in die Mysterien des Chewing-Gums eingeweiht ist, weiß man sich gar nicht die krampfhaft automatischen Bewegungen der Gesichter so vieler Damen auf der Straßenbahn, im Theater und an sonstigen öffentlichen Orten zu erklären. Häufig sehen die Backen, die den süßen Priem beherbergen, aus wie geschwollen, und die schönen Damen scheinen insgesamt den Veitstanz zu haben. Wenig lieblich ist es, daß sie die unkaubaren Reste im Restaurant oder im Theater unter Stühlen, Fauteuils und Tischen deponieren, so daß es einem jeden Moment passieren kann, mit der Hand in das klebrige Zeug hinein zu fahren oder es sich gar auf die Kleider zu schmieren.

Angeblich wirkt das Kauen geistig anregend. Ich weiß nicht, ob dies der Fall ist, und kann nur sagen, daß es sicher nicht zutrifft, soweit der Betrachter in Frage kommt, auf den diese Kiefergymnastik eher abstoßend als anregend wirkt. Andere wieder sagen, daß das Kauen die Zähne konserviere, aber auch das scheint nicht zu stimmen, denn sonst befände sich wohl kaum in jedem zweiten Haus in Amerika das Laboratorium eines Dentisten. Im übrigen kauen viele Damen in Amerika mit einer Gründlichkeit und Hingabe, die bewundernswert ist. Früh morgens fangen sie an und hören nicht eher auf, als bis sie einschlafen. Sie kauen im Ballsaal, im Konzert, in der Kirche, sie treten mit dem Priem im Mund zum Traualtar, und ich glaube, daß es überhaupt keine Situation gibt, in welcher sie sich von ihm trennen. Mitunter bringen es die kauenden Damen zu einer derartigen Kunstfertigkeit, daß sie den zerkauten Gummi mit Daumen und Zeigefinger in Form von dünnen Fäden oft ellenlang aus dem Mündchen hervorziehen, um ihn dann neckisch wieder zurückschnellen zu lassen. Da sie den Kopf dabei weit zurückbeugen und den Mund sperrangelweit aufreißen, ähneln sie bei diesem graziösen Spiel nicht wenig einem Makkaroni verschlingenden Lazzaroni in den Straßen Neapels. Das hohe Ziel, worauf es dabei ankommt, ist jedoch, aus dem zerkauten und zerzogenen Gummi mit Hilfe der Zunge wieder eine glatte, runde Kugel zu formen, die man zwischen den Perlenzähnen kokett durchschimmern lassen kann.

Um dem Kaugummi, der nicht nur äußerlich, sondern auch im Geschmack eine peinliche Ähnlichkeit mit kommunem Glaserkitt nicht verleugnen kann, ein wohlgefälliges Aroma zu verleihen, wird er mit allerhand Essenzen getränkt. So entstehen verschiedene Gattungen, wie zum Beispiel "Pepsin", Spearmint" usw. Der größten Popularität unter allen erfreut sich wohl "Adams Tutti Frutti". Der Erfinder und Erzeuger dieser Spezialität, Mr. Adams, ist an ihr mehrfacher Millionär geworden. Wie selten einer hat er es verstanden, sein Fabrikat durch eine intensive und originelle Reklame einzuführen, und dies nicht nur durch zahllose Inserate in den Tagesblättern, riesenhafte Plakate und spannende Broschüren, die seinem "Tutti Frutti Chewing-Gum" die unglaublichsten Wunderwirkungen und Heilkräfte andichteten, sondern auch durch andere Reklametricks. Das New Yorker Publikum erinnert sich gewiß noch mit Vergnügen eines der gelungensten Arrangements des alten Fuchses: jenes pompösen Umzuges in den Straßen New Yorks, bei welchem auf blumengeschmückten Wagen weiß gekleidete Schönheiten — "Adams Tutti Frutti" mit allen Zeichen höchster Verzückung kauend! — die Stadt durchfuhren und mit vollen Händen Gratisproben unter die staunende Menge warfen ...



Der „Chewing-gum“.

Die krampfhaft automatischen Bewegungen der Gesichter vieler Damen (selbst im Theater und auf der Straßenbahn) sind auf die Unsitte des Kauens zurückzuführen.

Amerikanische Hitzwellen.

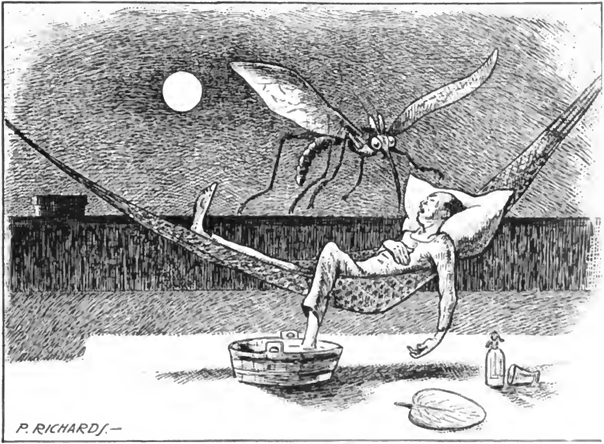
Die Ähnlichkeit, die zwischen der Amerikanerin und dem amerikanischen Wetter herrscht, ist unverkennbar. Beide huldigen dem Spruche „variatio delectat", gefallen sich in Launen und eigensinnigen Kapriolen. Man tut gut, in Amerika die Pelzmütze in die Tasche zu stecken, wenn man mit dem Strohhut auf dem Kopfe ausgeht. Der Wechsel der Witterung ist ein so plötzlicher, daß es einem passieren kann, daß es zu regnen anfängt im Augenblick, da man das herrliche Wetter lobt. Auch der Übergang zwischen den einzelnen Jahreszeiten erfolgt völlig unvermittelt. Im Moment, da man aufhört zu heizen, muß man auch schon die Eiskiste ins Zimmer stellen. Der schrecklichste der Schrecken sind jedoch die amerikanischen „Hundstage", so genannt wahrscheinlich, weil sie so unerträglich heiß sind, daß die Hunde zu Dutzenden toll werden. Die sogenannte „heiße Welle" ist plötzlich da. Man steht schweißgebadet auf, geht, bloß mit Hemd und Hose bekleidet, ein weißes Taschentuch um den Hals gewickelt, seinen Geschäften nach, stirbt in der Straßenbahn dreimal vor Hitze, und kann sich zu keiner richtigen Arbeit aufraffen. Die Liste der "victims of the hot wave" wird immer länger und länger. Man tritt in jede Bar ein, an der man vorüber kommt, um sich den Magen mit "Whisky and Soda" vollzupumpen, nachdem man schon am Morgen auf nüchternen Magen ein Glas Eistee getrunken hat. Ambulanzen, die die zahlreichen Opfer des Sonnenstichs in die Spitäler transportieren, durchziehen klingelnd die Straßen. Die Pferde fallen um wie die Fliegen, trotz der Strohhüte und nassen Schwämme, die man ihnen auf den Kopf stülpt. Der Asphalt schmilzt, so daß man bei jedem Schritt kleben bleibt. Im Bureau rotieren elektrische Fächer, aber die Abkühlung, die dadurch erzielt wird, ist minimal. Das Mittagessen besteht abermals aus einem Gang Whisky mit Eiswasser, denn alles andere bleibt einem in der ausgedörrten Kehle stecken. Abends fällt man stöhnend vor Qual auf sein Lager und weiß, daß auch die Nacht keine Abkühlung der fürchterlichen Temperatur bringen wird . . .

In den Armenquartieren ist es am entsetzlichsten. An allen Straßenecken wird hier Eis verteilt und es entspinnen sich förmliche Schlachten darum. Man klettert auf die flachen Dächer, ja selbst auf die das Haus flankierenden Feuerleitern, um ein kühleres Plätzchen für die Nacht zu finden. Besser sich zu Tode fallen als zu Tode schwitzen. In den Parkanlagen sind Bänke und Rasen schwarz von Leuten, die daselbst übernachten, und an der Meeresküste wimmelt es von Gestalten im primitivsten Kostüm. Für die Kinder in den Armenvierteln werden sogenannte "fresh air excursions" arrangiert, und viele Ärzte (summer doctors) bemühen sich um ihre Gesundheit.

Die ganze Unterhaltung, deren man in einer solchen Periode fähig ist, dreht sich natürlich um die Temperatur. Die allgemeine Grußfrage lautet: "Is it hot enough for you?"

Zugleich mit der Hitze pflegt eine unerträgliche Moskitoplage einzusetzen. Diesen lästigen Insekten entgeht man nicht, selbst wenn man sich Eisbeutel auf den Kopf legt und die Füße in ein Wasserbecken steckt. Am besten, man macht es wie jener Gewohnheitstrinker, dem die Moskitos nichts anhaben konnten, weil er in der ersten Hälfte der Nacht zu betrunken war, um ihre Bisse zu fühlen, während in der zweiten Hälfte der Nacht die Moskitos von seinem Blute so trunken waren, daß sie ihn nicht mehr beißen konnten. Die Apotheken halten allerhand Mixturen gegen die Moskitobisse feil, dieselben ätzen jedoch die Haut derartig, daß man gut tut, sich stets gleich eine Salbe zu kaufen, um die Brandstellen zu kurieren.

Mehrere Male im Laufe des Sommers wiederholen sich diese Hitzwellen. Ihre Dauer ist unbestimmt, bald kürzer, bald länger. Die wirklich schöne Jahreszeit fällt in Amerika in den Herbst, den man daher auch "Indian Summer" nennt.



Ein amerikanischer „Sommernachtstraum".

Um der unerträglichen Glut zu entgehen, die die Hitzwellen mit sich bringen, flüchtet man auf die Dächer; aber hier ist es nicht besser als unten. Schlaflos und von Moskitos geplagt, erwartet man den Morgen.

Die Temperenzbewegung.

Unliebsame und mitunter geradezu abstoßende Formen nimmt in Amerika die gegen den Alkoholkonsum gerichtete Temperenzbewegung, die sogenannte "Prohibition" an. Zusehends mehren sich die Staaten, in welchen der Ausschank von Alkohol verboten ist, obzwar die Statistik lehrt, daß nirgends das Laster des Trunkes in so hoher Blüte steht als in diesen „trockenen" Staaten. Der offene Verkauf geistiger Getränke ist hier zwar mit den schwersten Strafen belegt, dafür wimmelt es aber von Zigarrenläden mit geheimnisvollen Hinterzimmern, in welchen Whisky nach Herzenslust, wenn auch nur für unverhältnismäßig teueres Geld zu haben ist. Mit Brandy gefüllte Süßigkeiten bilden in den "Proclaimed States" einen wichtigen Handelsartikel und die Apotheken haben nicht selten eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einer Destille.

Die Temperenzler stützen sich auf die sogenannten "Blue Laws", Verordnungen, die auf die alten Puritaner zurückgehen und schon mehrere hundert Jahre alt sind. Für heutige Verhältnisse sind diese Gesetze einfach lächerlich. Sie eröffnen höchstens der Polizei eine gute Einnahmequelle, da jeder, der sie verletzen will, der Polizei mit Geld und guten Worten, hauptsächlich aber mit ersterem einen förmlichen Erlaubnisschein abschmeicheln muß. Das gilt nicht nur vom Alkoholkonsum in den Prohibitions-Staaten, sondern ganz allgemein für jeden, der nicht auf die alleinseligmachende Religion der Mucker schwört. So wird kaum irgendwo das Sonntagsgesetz so wenig respektiert wie in den feinen Klubs New Yorks, deren Mitglieder sich so gern als Sittlichkeitsapostel und bieder-fromme Naturen aufspielen.

Seit geraumer Zeit bereits ist eine starke Bewegung im Gange, die es sich zum Ziel gesetzt hat, den Übergriffen der Puritaner eine Schranke zu setzen. Vielleicht wird es dieser Bewegung gelingen, die sinnlosen und schließlich doch nur auf dem Papier stehenden Erlässe und Verbote der Puritaner aufzuheben, so daß man wieder am Sonntag sein Glas Bier oder Wein wird trinken können, auch ohne sich hinter das famose "Raines Law" zu verschanzen, das aus New York, wie der Volksmund sagt, das reine "Sandwich-Island" gemacht hat. (Der Leser erinnert sich, daß man am Sonntag in New York, nur wenn man eine Mahlzeit einnimmt, Bier oder Wein trinken darf. Die "Raines Law" stipuliert nun, daß auch schon ein einziges belegtes Brötchen eine Mahlzeit ist!) Im übrigen ist der Einfluß der Puritaner doch wohl nur etwas rein Äußerliches. Es gibt Hintertüren, durch die man in seine Kneipe gelangt, auch wenn sie vorne geschlossen ist. Die Polizei weiß das und drückt beide Augen zu. Das Arge aber ist, daß dadurch, daß man nur im Geheimen trinken und spielen darf, die Leidenschaften stärker entflammen. Dazu kommt, daß die Polizei natürlich nur dann weder hört noch sieht, was vorgeht, wenn man ihr Augen und Ohren mit Dollarscheinen verstopft.

Die Temperenzler wollen davon nichts wissen. Sie sind glücklich darüber, daß auf dem Papier das steht, was ihrer Meinung nach darauf stehen muß, und sie tun nun, als würde wirklich an einem New Yorker Sonntag kein Tropfen Alkohol getrunken und als wäre dies der größte Triumph menschlicher Gesittung. Ebenso halten sie es mit ihren auf das Sexuelle gerichteten Temperenzbestrebungen. Stolz verkünden sie, das „soziale Übel" überwunden zu haben, aber der Broadway in New York wimmelt nichtsdestoweniger am Abend von den Priesterinnen der Venus vulgivaga. . . .

Was alles in den einzelnen Staaten verboten ist, ist nicht auszudenken. Im Staate Wisconsin zum Beispiel ist es zwar erlaubt, die schlechtesten Zigarren zu verkaufen, aber dafür wird der Verkauf von guten Zigaretten nicht geduldet. Im Staate Massachusetts ist es bei Kerkerstrafe verboten, auf der Straße auszuspucken. Ja, sogar das Tanzen ist da und dort als unmoralisch verpönt, und erst kürzlich beantragte ein Geistlicher



„Sonntagsheiligung."

Das amerikanische Sonntagsgesetz ist überaus streng: die Haupteingänge der öffentlichen Bars versperrt es, aber der Nebeneingang bleibt offen und das „geschlossene" Lokal ist voller als an Wochentagen!

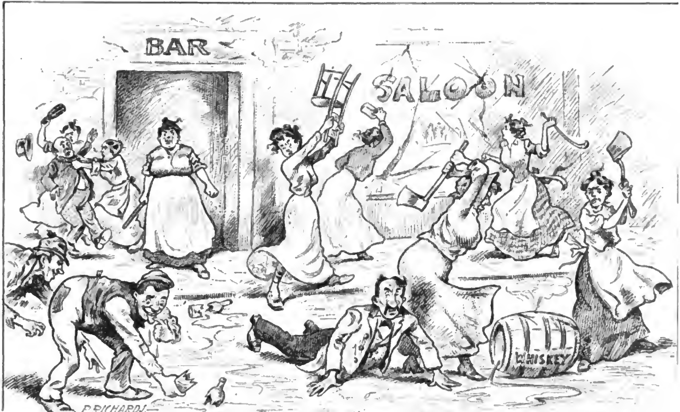
im "Wichita Beacon" ein Gesetz, das das Tanzen unter Androhung hoher Strafe verbietet. Natürlich zeitigt eine derartig lokal und geistig beschränkte Politik die absonderlichsten Konsequenzen. An der Grenze zwischen den Staaten Kansas und Missouri stehen zum Beispiel dicht neben einander zwei Wirtschaften. Die eine plakatiert: „Hier kann gespielt werden!", die andere preist über dem Eingang verschiedene Drinks an. Würde die erste dem Alkohol-, die zweite dem Spiel-Teufel fröhnen, so würden sie mit hohen Strafen belegt werden. So aber ist alles in schönster Ordnung, und die Mucker von Kansas und Missouri kommen dabei reichlich auf ihre Rechnung, denn was man in Kansas nicht darf, tut man eben in Missouri und umgekehrt.

Den Grad der Unduldsamkeit, bis zu welchem man sich in Amerika versteigt, illustriert so recht der folgende Fall, der sich erst kürzlich in Chicago ereignete: In einem Vortragsabend, den bekannte Ärzte der Stadt veranstalteten, sollte unter anderem eine Ärztin über die Probleme der sexuellen Hygiene sprechen. Kaum jedoch hatte sie ihre Ausführungen begonnen, als sie von Pfui- und Schmährufen unterbrochen wurde, so daß die Veranstaltung abgebrochen werden mußte. Der Größenwahn der puritanisch angehauchten Zeitgenossen macht eben nirgends Halt. Das Ärgste daran ist jedoch, daß diese Leute, die mit polizeilichen Rechten ausgestattet sind, förmliche Razzien auf ernste, wenn auch nicht immer allzu bekleidete Kunstwerke unternehmen und sich mit Vorliebe in Dinge mischen, von denen sie weniger als nichts verstehen.

Der ans Krankhafte grenzende Trieb, die Welt zu verbessern und die Sünde auszurotten, ist besonders stark in jenen Kreisen, die in anrüchiger Weise zu Wohlstand und Reichtum gelangt sind. Diese Kreise sind es, von denen Charles Dickens erzählt, daß ihr Schamgefühl so stark entwickelt ist, daß sie nicht umhin können, die Beine ihres Pianos zu verhüllen. . . . Wehe dem, der ihnen gegenüber an die Tatsache erinnert, daß wir alle unter unseren Kleidern nackt sind! Sie gehen nicht schlafen, sondern „ziehen sich bloß zurück" (retire) und haben keine Beine (legs), sondern nur "lower limbs" (untere Extremitäten). Die „nackte" Wahrheit ist ihnen selbstverständlich ein Greuel.

Die Frauen, die in Amerika in allen Dingen des öffentlichen Lebens die führende Rolle spielen, haben sich natürlich allmählich auch der Temperenzbewegung bemächtigt. Ihnen ist es zum Beispiel zuzuschreiben, daß unbeschadet des Protestes der Offiziere in den Militärkantinen kein Alkohol zum Ausschank gelangen darf. Die Folge davon ist, daß rings um jede Kaserne eine Menge von üblen Spelunken entstanden sind, und daß die amerikanischen Soldaten heute mehr trinken denn je. Den problematischen Charakter aller gewaltsamen Maßnahmen in dieser Richtung beweist auch der Umstand, daß Frau Ella Wilson, ihres Zeichens Bürgermeisterin von Hunnewell in Kansas, kläglich durchgefallen ist, als sie der Stadtverordnetenversammlung ein Gesetz vorschlug, das den Unfug, Whisky in Teetassen als angeblichen Tee zu verkaufen mit Gefängnisstrafe bedrohte. Die Stadtväter, von denen ein großer Teil aus diesem Trick namhafte Revenuen bezog, revoltierten. . . .

Die Heuchelei der Puritaner hat auch die Sitte des sogenannten Abschwörens in Amerika zu denkbar höchster Blüte gebracht. Jeder Säufer, welcher sich eidlich verpflichtet, von nun ab Enthaltsamkeit üben zu wollen und die "Temperenz Pledge" unterschreibt, wird mit offenen Armen als reuiger Sünder aufgenommen. Natürlich ist dieses Abschwören nichts als eine Farce. Insgeheim trinken gerade die Alkohol-Konvertiten, wie die Erfahrung lehrt, häufig doppelt so viel, als sie vor ihrer „Bekehrung" offen und ehrlich getrunken haben. Wie sympathisch war doch im Vergleich zu den Temperenzmuckern von heute die arme, alte Carrie Nation, die bei allen Ausschreitungen und Absurditäten, die sie sich leistete, im Grunde ihres Herzens offen und ehrlich war! Ich bin weit entfernt davon, zu wünschen, daß sie wieder, mit ihrem berühmten Handbeil bewaffnet, von Kneipe zu Kneipe zieht, um die Whiskyfässer zu demolieren; aber wenn ich die Wahl hätte zwischen ihr und den Leuten, die ihr Erbe angetreten haben, dann würde ich aus tiefster Seele sagen: „Kehre zurück, Carrie, es ist alles verziehen!"



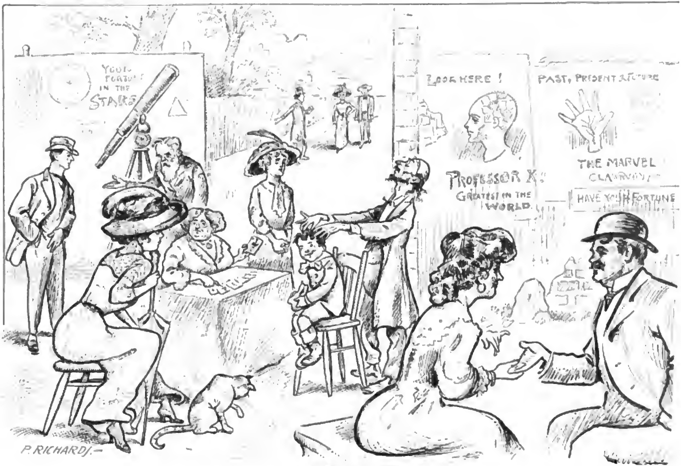
Die Apostel der Temperenz.
Der moderne Kreuzzug, den die Apostel der Temperenz gegen den „Teufel" Alkohol predigten, wurde mit Energie und Fanatismus geführt.

Wahrsagereien und Quacksalbereien.

Der Amerikaner ist von Natur aus abergläubisch und für alles Mystische leicht empfänglich. Die Geschäfte der Okkultisten, Palmisten, Phrenologisten und Somnambulisten blühen daher in Amerika ebenso, wie die der Astronomen, Kartenlegerinnen, Hellseherinnen und Magnetiseure. Auf den öffentlichen Straßen und Plätzen sieht man häufig riesige Fernrohre, durch die Jünger der geheimen Wissenschaften die verborgenen Beziehungen der Gestirne gegen entsprechendes Entgelt studieren können. In vielen Schaufenstern laden große Plakate und Fahnen mit unförmigen Händen den Vorübergehenden ein, sich aus der Hand seine Zukunft prophezeien zu lassen. In anderen Geschäften sind Psychophrenologisten etabliert, die einem schon für billiges Geld den Schädel betasten und beklopfen, um einem schließlich mitzuteilen, daß man seinen Beruf verfehlt hat und daß man es sicher als Künstler oder Finanzier viel weiter gebracht hätte. In den Schaufenstern dieser Läden steht gewöhnlich ein großer Wachskopf, der mit den abenteuerlichsten phrenologischen Systemen bunt bemalt ist. Daß die Zeitungen von spiritistischen und ähnlichen Annoncen wimmeln, ist bekannt. Ein kurioses Stelldichein geben sich die Apostel der verschiedenen Wunderfakultäten auf den großen öffentlichen Belustigungsplätzen wie Coney-Island, Rockaway-Beach, Saratoga usw. Zelt an Zelt hocken sie hier beisammen, jeder ist „Professor" oder wenigstens „Doktor". Die Männer befassen sich meist mit magnetischen oder hypnotischen Experimenten, während die Frauen ihr Brot durch die Kunst des Kartenlegens verdienen. Besonders die Damenwelt bringt diesen Leuten viel Geld ins Haus und sieht nicht den Humbug, der sich hinter ihren Machinationen verbirgt, oder will ihn nicht sehen. Es ist bekannt, daß die Prognose, die die amerikanische Kartenlegerin stellt, desto günstiger ausfällt, je höher das Honorar ist, das man ihr zuwendet. Die „zu erwartende Mitgift" wächst ins Sagenhafte, wenn man ihr einige Dollars in die Hand drückt, und es kommt ihr gar nicht darauf an, einer Holden aus den oberen Vierhundert den schönsten und besten „Zukünftigen" zu prophezeien, selbst wenn die Arme ihren peinlichen „Gegenwärtigen" noch nicht los ist.

Die große Gesundbeterin, Frau Eddy, die übrigens, wenn sie selbst krank war, stets einen Arzt zu Rate gezogen hat, wußte wohl, was sie tat, als sie ihre sogenannte Lehre, die berühmte "Christian Science" in die Welt warf. Diese Lehre behauptet in der Hauptsache, daß man alle Krankheiten durch Konzentrierung der Gedanken auf das Gebet heilen könne. Mark Twain, der nicht müde wurde, Frau Eddy auf das schärfste und grimmigste zu bekämpfen, pflegte zu sagen, die Christian Science ist eine Religion, welche einem verbietet, krank zu werden. Wie immer man darüber denken mag, — die tüchtige Frau Eddy, die als Tochter eines armen Farmers geboren wurde, starb als Besitzerin von 10 Millionen Dollars! Von ihrem Buche „Der Schlüssel zur Bibel" sind fast 500 000 Exemplare verkauft worden . . .

So sind denn die Vereinigten Staaten das Eldorado der modernen Hexen, Wunderdoktoren und Kurpfuscher, welche auf die Dummheit der Menschen spekulieren. Ein religiöses oder philosophisches System mag noch so absurd und verstiegen sein, — es findet in Amerika Anhänger. Mrs. Lindsey, die sich als Hohepriesterin der Sonnenanbeter in einem Palast am Michigan-See etabliert hat und dort Andachten zelebriert, die in Wahrheit schamlose Orgien sind, hat eine große und reiche Gemeinde hinter sich, ebenso wie Dowie, der in der Nähe von Chicago die Zion City erbaut hat. Professor Segno, der der Welt die Heilsbotschaft des Okkultismus auf brieflichem Wege vermittelt, beschäftigt eine Legion von Sekretärinnen, um allen Anfragen nachkommen zu können. Ja sogar der „Prophet" Lee Spangler, der von York in Pennsylvanien aus jeden Moment den Weltuntergang voraussagt, hat zahlreiche Anhänger.

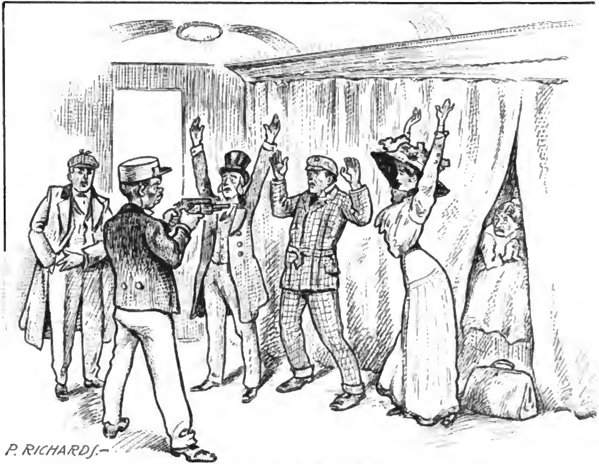


Im Banne der Mystik.
Jede Form des Aberglaubens fällt in Amerika auf fruchtbaren Boden und findet gläubige Anhänger.

Den Schienenstrang entlang.

In den Tages- und Wochenblättern Europas spielen die Berichte über den Komfort und die Schneidigkeit der amerikanischen Eisenbahnen eine hervorragende Rolle. Man spricht vom Eisenbahn-System Amerikas als von dem denkbar vollkommensten, wird nicht müde, es zu rühmen, und hält es für schlechthin unübertrefflich. Tatsache ist, daß Reisen in der neuen Welt, vorausgesetzt, daß man das nötige Kleingeld hat, bequem wie sonst nirgends sind. Die kolossalen Entfernungen, die einen oft zwingen, sich für eine ganze Reihe von Tagen in der Eisenbahn einzulogieren, wären auch nicht zu überwinden, wenn dies nicht der Fall wäre.

Doch wo Licht ist, da gibt es auch Schatten. Der ewige Zug im Zug ist eine Marter schlimmster Art, die auch der abgehärtete Amerikaner unerträglich findet. Das ruhelose Hin und Her im Mittelgang des Waggons zerrt an den Nerven. Da fühlt einer das Bedürfnis, zwischen den dicht gedrängten Passagieren einen kleinen Spaziergang zu machen, andere holen sich Eiswasser aus dem mächtigen Kühler am Ende des Waggons, Kinder spielen Haschen und Verstecken, Säuglinge, die Hunger oder andere Sorgen haben, werden umhergetragen. Keinen Augenblick steht die Türe still. Die Lokomotive pfaucht, dröhnt, pfeift und läutet ohrenbetäubend, Kellner brüllen, als gälte es eine Auktion: "First call for dinner, second call for dinner, last call for dinner!" Und die Dampfheizung, die stets zu viel des Guten tut, sorgt dafür, daß man bei allem Komfort der Neuzeit sich vorkommt wie eine arme Seele im Fegefeuer. Dabei darf man kein Fenster öffnen, wenn auch nur ein einziger Passagier dagegen ist. Hat man aber schon das Glück, 49 Zustimmungen zur Öffnung eines Fensters zu finden, so kann man hundert gegen eins wetten, daß der Racker nicht aufgeht. Nicht selten ist man versucht, mit Hammer und Axt dreinzuschlagen (diese nützlichen Werkzeuge sind zum Gebrauch bei Unglücksfällen in jedem Waggon vorrätig). Der Schaffner rührt grundsätzlich keinen Finger, wenn so ein Pullmanfenster nicht will, wie man möchte. Wahrscheinlich, um die schöne blaue Uniform mit den handbreiten Silberstreifen daran zu schonen! Aber das ist noch nicht alles: es gibt nämlich noch den Trainboy und — last not least — den Porter. Der Trainboy ist von der Eisenbahngesellschaft angestellt, um den Reisenden Obst, Zigarren, Bücher, Kaugummi und andere schöne Sachen zu verkaufen. Wenn man ihn nach etwas fragt, so gibt er keine Antwort, denn er kaut selbst, um für seinen "Chewing gum" Propaganda zu machen. Wenn man ihn aber nicht fragt und nichts von ihm will, so kann man darauf schwören, daß er einem ein halbes Dutzend Orangen und Bücher andreht und auch sonst alle möglichen Stückchen spielt. Trotzdem ist er gegen den Negerporter die reine Unschuld vom Lande. O Porter! Ich habe deine Brüder mit den Wollschädeln und den wulstigen Lippen geliebt, wie nur einer; habe mich empört und entrüstet, wenn man sie über die Achsel ansah; habe Zeter und Mordio geschrien, wenn man ihnen unrecht tat: seit ich dich aber schaudernd kennen gelernt habe, bin ich von Herzen dafür, daß man dich im Namen des ehrenwerten Richters Lynch an den nächsten besten Baum knüpft und dich ausrottet mit Stumpf und Stiel!! Im Ernst: was so ein Negerporter im Pullman Car imstande und nicht imstande ist, spottet jeder Beschreibung. Er behandelt das reisende Publikum, als wäre es seinetwegen da, und nicht umgekehrt. Der Expreßzug wird durch ihn zum Erpreß-Zug. Trinkgeld, Trinkgeld und noch einmal Trinkgeld ist seine Devise. Nähert man sich der Endstation, so unterzieht einen der Porter einer sogenannten Säuberung. Mit einem Staubwedel schlägt er einem um die Ohren, reißt einem den Hut vom Kopf und macht schnell ein paar Beulen hinein, bevor er ihn einem mit hörbarem und fühlbarem Krach wieder auf den Kopf stülpt. Einen nach dem andern nimmt er vor, mit affenartiger Behendigkeit, Wolken von Staub aufwirbelnd, daß man schwindsüchtig werden kann. O, er ist ein angenehmer Zeitgenosse, der Porter! Und wenn er einen glücklich ausge-



Der Schrecken der Pullman-Car.

Der Pullman-Car Porter knöpft den Passagieren den letzten Nickel ab und ist der gefährlichste Eisenbahnräuber, der je existiert hat.

klopft hat wie ein altes Kanapee, so knöpft er einem, falls man noch lebt, vergnüglich schmunzelnd eine Mark ab; das ist seine Taxe, billiger tut er es nicht. Dafür unterhält er sich nachts mit seinen Kameraden im Zuge so laut, daß man oft kein Auge schließen kann. Ich weiß nicht, -- vielleicht gibt es auch anständige Porters. Ich für mein Teil kenne nur solche, die das strikte Gegenteil von anständig sind, und meinen karikierenden Kollegen geht's ebenso! . . .

Damit sind aber die Schattenseiten des amerikanischen Eisenbahnsystems noch lange nicht erschöpft. Sehen wir uns doch einmal solch einen scheinbar vollkommenen Schlafwagen an. 30 bis 40 Menschen auf einen verhältnismäßig engen Raum zusammengepfercht! Das ist nicht nur in heißen Sommernächten unerträglich, sondern auch im Winter. Ein türkisches Bad ist der reine Eiskeller gegen die Atmosphäre, die hier herrscht, und mit der Bequemlichkeit ist es auch nicht so weit her. Entweder man hat das obere Bett, dann muß man schlank wie eine Tanne und obendrein ein gewandter Akrobat sein, um es zu erreichen und sich darin zu behaupten. Hat man dagegen das untere, dann riskiert man es, daß einem plötzlich ein Paar oft nicht sehr einwandfreie Füße ins Gesicht fahren. Und dann das An- und Ausziehen in hockender Stellung hinter dem üppig mit Staub imprägnierten Vorhang! Im übrigen macht die amerikanische Prüderie seltsamerweise vor dem Schlafwagen Halt. In zwanglosem Durcheinander bevölkern da Männlein und Weiblein die Betten, und zahllos sind die galanten Anekdoten, die von hier aus von Mund zu Mund gehen. Da erzählt man sich von einem jungen Paar, das die Hochzeitsreise im Pullman machte. Mitten in der Nacht bekommt die junge Frau Durst, traut sich aber nicht, sich ein Glas Wasser zu holen, weil sie fürchtet, den teuren Gatten in der Dunkelheit nicht wieder zu finden. „Sei unbesorgt, Liebling," sagt der, „ich werde einen Fuß zum Bett herausstrecken, damit du mich erkennst." Die junge Frau, ihrer Sache nun völlig sicher, steht darauf auf, um ihren Durst zu löschen! Als sie jedoch den Rückweg antritt, ragen aus allen Betten Füße hervor. . . .

Nicht wenig lassen schließlich in den Pullmans auch die Waschgelegenheiten zu wünschen übrig. Sie sind auf Massenbetrieb eingerichtet und schon deshalb sehr problematisch. Man wäscht sich doch wohl lieber und auch — besser, wenn man allein ist, als in Gesellschaft, auch wenn diese, im Gegensatz zu der sonstigen Tradition der amerikanischen Eisenbahnen, streng nach Geschlechtern getrennt ist.

Vielfach glaubt man in Europa, daß es in Amerika der demokratischen Tendenz des Landes entsprechend nur eine Wagenklasse gibt. Dem ist nicht so. Außer dem Pullman Car gibt es noch die Chair Cars, und was ein halbwegs besserer Millionär ist, nimmt ein sogenanntes "Compartment", einen abgeschlossenen Raum im Pullman. Gewöhnliche Sterbliche müssen sich dagegen im "Smoker" (Rauchwaggon) auf primitiven Strohbänken herumdrücken. Tabaksqualm und Schweißgeruch verpesten hier die Luft in beängstigender Weise und ohne Gummischuhe holt man sich nirgends so leicht nasse Füße wie hier, wo der Boden förmlich schwimmt. (So vollgespuckt ist er trotz des mächtigen Spucknapfes, der neben jedem Sitz steht!)

Irrig ist auch die Ansicht, daß die amerikanischen Eisenbahnzüge weniger Lärm machen als die europäischen. Das Gegenteil ist der Fall. Sie dampfen wohl lautlos aus der Station heraus, auf der Strecke jedoch und beim Einfahren benehmen sie sich desto geräuschvoller. Um die Geleise frei zu halten — Eisenbahnschranken kennt man in Amerika nicht oder will sie nicht kennen, weil sie Geld kosten — gibt die Lokomotive unausgesetzt Pfeif- und Glockensignale. Trotzdem ereignen sich, insbesondere an den Punkten, wo Fahrstraßen von dem Schienenstrang geschnitten werden, zahllose Unglücksfälle.

Unangenehm ist es auch im Zuge mitunter, daß man stets den Gesetzen desjenigen Staates unterworfen ist, durch den man just fährt. Da kommt es vor, daß man gemütlich im Speisewagen bei einer Flasche Wein sitzt. Eben ist man im Begriff, einen wohligen Trunk zu tun, da reißt einem der Porter brutal das Glas vom Mund. Warum? Eben donnert der Zug über die Grenze eines Prohibitions-Staates! Das Gesetz, das da draußen gilt, will es so. Fiat justitia, pereat mundus!



Die „Segnungen" der Temperenz-Bewegung.
Im Gebiete eines Prohibitionsstaates darf man nicht einmal im rollenden Speisewagen einen Tropfen Alkohol konsumieren.

Im Reiche der Mormonen.

Der Staat Utah ist wohl der interessanteste aller nordamerikanischen Staaten in den Augen vieler dadurch, daß er der einzige ist, in welchem dem Mormonismus gehuldigt wird, und auch der einzige, in welchem er gestattet ist. Die Mormonen, diese „Heiligen des jüngsten Tages", werden meist als ein Schandfleck Amerikas bezeichnet, und seit den achtziger Jahren hat der Kongreß wiederholt versucht, ihre Lehre zu unterdrücken, den Polygamismus, den sie predigen, abzuschaffen und sie selbst nötigenfalls völlig zu vernichten.

Die Anfänge des Mormonismus gehen darauf zurück, daß die ersten Ansiedler in Utah darauf bedacht waren, sich eine möglichst große Nachkommenschaft zu sichern, um den großen Landstrich, den sie zu bewirtschaften hatten, urbar zu machen. Heute, wo dies Motiv längst fortgefallen ist, kann man den Mormonismus ruhig einen als Religion maskierten fortgesetzten Versuch zur Schlüpfrigkeit en gros bezeichnen. Nicht damit zufrieden, daß man sie in ihrem eigenen Lande gewähren läßt, schicken die Mormonen unaufhörlich Missionare in fremde Länder. So haben sie z. B. schon in Mexiko große Kolonien gegründet.

Ihr weibliches Material, das sie in größtem Maßstabe importieren, beziehen sie zumeist aus England. Man erinnert sich vielleicht noch an die Interpellation des Ministers Churchill im Unterhaus, gelegentlich deren es sich in einer überaus interessanten Debatte herausstellte, daß in ganz kurzer Zeit nicht weniger als 3000 Engländerinnen nach Utah entführt worden waren.

Der Mormonismus behauptet, daß die von ihm gebildete "Church of Christ" die alleinig richtige ist, und predigt einen modernen Kreuzzug gegen alle, die ihr nicht angehören. Nur derjenige, lehrt die Mormonenreligion, hat Aussicht verklärt zu werden, der eine große Familie hinterläßt. Wer ohne zahlreiche Nachkommen stirbt, fällt im Jenseits der ewigen Finsternis anheim. Brigham Young, der Begründer der Mormonensekte, erkor sich, um mit gutem Beispiel voranzugehen, 24 Frauen. Auf seine Tüchtigkeit gehen die großen Reichtümer der Mormonen an Geld, Grundbesitz und nicht zuletzt an Kindern zurück. So ist Utah wohl heute einer der wohlhabendsten Staaten der Union. Der Tempel der Mormonen, der hier steht, das sogenannte "Tabernacle", ist ein Prachtbau mit 12000 Sitzplätzen, der sich der größten Orgel der Welt und eines unübertrefflichen Kirchenchores rühmen kann. Auch der sechstürmige in gotischem Stil erbaute Tempel in Salt Lake City ist eine Sehenswürdigkeit und insbesondere wegen seiner vorzüglichen Akustik erwähnenswert.

Bei der Ventilierung des Mormonenproblems beklagt man in der Regel die Frauen und glaubt, daß sie sehr unglücklich sind. Tatsächlich scheint dies aber nicht der Fall zu sein. Als vor einigen Jahren in den Vereinigten Staaten für eine Petition gegen den Polygamismus Unterschriften gesammelt wurden, fand sich keine einzige Mormonenfrau veranlaßt, sich der Bewegung anzuschließen. So steht der Mormonismus im Staate Utah – und nicht nur dort — nach wie vor in vollster Blüte.

Der gegenwärtige Präsident und Prophet der Mormonen fühlt sich, wie er gelegentlich einer Ansprache im Tabernacle erklärte, verpflichtet, all seinen fünf Frauen die Treue zu halten, und seine Anhänger bemühen sich gewiß gleichfalls um diese Geschlechtsmoral des Hühnerhofes. Daß viele durch den Zwang der äußeren Verhältnisse zur Monogamie gezwungene Zeitgenossen neidvolle Blicke nach Utah werfen, versteht sich wohl von selbst, aber der Überfluß, in dem die Mormonen schwimmen, hat wohl auch seine Nachteile. Es ist sicher kein Vergnügen, jeden Morgen so lange Guten-Morgen-Küsse austeilen zu müssen, bis der Kaffee kalt geworden ist, und wenn man nach durchjubelter Nacht nach Hause kommt, ist es sicher angenehmer, nur von einer Xantippe als von einer ganzen Legion empfangen zu werden!



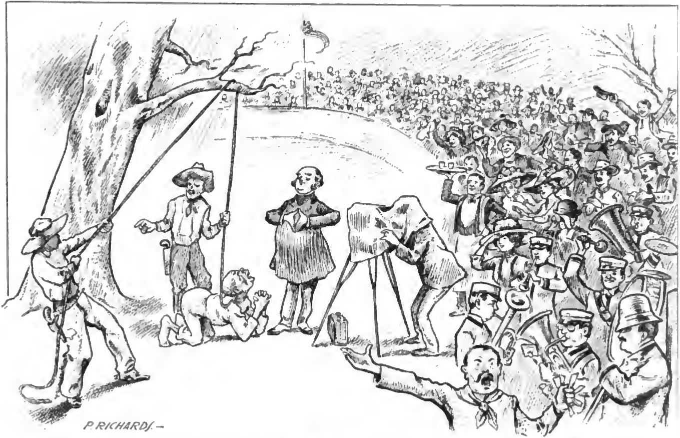
Die Schattenseiten des Mormonismus.

Es muß nicht sehr angenehm sein, statt einer Gardinenpredigt ein ganzes Dutzend über sich ergehen lassen zu müssen, wenn man nach einer lustigen Nacht nach Hause kommt.

Die Tragödie der farbigen Rasse.

Die sogenannte schwarze Gefahr beschäftigt jahrein, jahraus die amerikanischen Blätter. Erst kürzlich wurde darauf hingewiesen, daß innerhalb der letzten 25 Jahre 5000 öffentliche Exekutionen im Namen des „Richters Lynch" zu verzeichnen waren. Es ist mehr als fraglich, ob alle von ihnen zu Recht vollstreckt worden sind. „Das Verbrechen", wie in den Südstaaten jede Attacke eines Schwarzen auf die Ehre einer weißen Frau bezeichnet wird, kann nach der in Amerika allgemein herrschenden Auffassung nur mit dem Tode des schwarzen Frevlers gesühnt werden. Jeder, der die Verhältnisse kennt, weiß jedoch, daß es eine ganze Anzahl perverser Frauen gibt, welche den Schwarzen begünstigen. Im übrigen heißt es in Amerika im allgemeinen "Lynch the nigger first and try him after". So kommt es vor, daß ein Neger an den ersten besten Baum geknüpft wird, ohne daß er etwas getan hätte, was auch nur annähernd eine so harte Strafe rechtfertigte. Es ist noch nicht sehr lange her, daß in Shreveport im Staate Luisiana der Neger Frank Miles gelyncht wurde, weil er einen angeblich beleidigenden Brief an eine weiße Frau geschrieben hatte. Nicht selten kommt es auch vor, daß Neger für Verbrechen von Weißen büßen müssen. Als die Frau des Millionärs Frederick Beach kürzlich von ihrem eigenen Gatten bei Nacht im Bett mit einem Messer angefallen und schwer verletzt wurde, schob man die Schuld ohne weiteres den Negern von Aiken (South Carolina) in die Schuhe. Später wurde, wenn auch nur pro forma ein Haftbefehl gegen den Millionär erlassen, doch wurde die Sache vertuscht, da die Frau mit dem Leben davonkam.

Im allgemeinen sagt man in Amerika, das Lynchen sei deshalb nötig, weil das langsame Verfahren der Richter es dem Angeklagten ermögliche, sich durch juristische Kniffe seinem Schicksal zu entziehen. Das Volk hat daher ein Interesse daran, das Verfahren der ordentlichen Gerichte abzukürzen und die Rolle des Staatsanwalts, Richters und Henkers in höchsteigener Person zu übernehmen. Daß diese Argumente nicht im mindesten stichhaltig sind, liegt klar auf der Hand, denn meist wird „Richter Lynch" zitiert, ehe die Frage nach Schuld oder Unschuld auch nur einigermaßen geklärt ist. Da wird von einem kleinen Jungen in Columbus im Staate Georgia berichtet, der durch einen unglücklichen Zufall seinen weißen Spielgefährten getötet hatte. Während des Gerichtsverfahrens, das gegen ihn eingeleitet wurde, schleppte ihn eine fanatisierte Volksmenge aus dem Gerichtssaal heraus und lynchte ihn im Negerviertel vor den Augen seiner Eltern und seiner Rassegenossen. Ein ähnlicher Fall ereignete sich im vergangenen Jahre in Shenbyville (im Staate Tennessee), wo drei Neger, die unter Mordverdacht vor Gericht standen, noch vor Beginn der Verhandlung vom Publikum erschossen wurden. Weitere Fälle dieser Art könnte ich zu Dutzenden anführen. Das Lynchen ist eben in den Südstaaten eine Art nationaler Sport geworden, so wie der Stierkampf in Mexiko. Nicht selten kommt es vor, daß die ganze Gegend einen förmlichen Feiertag hält, wenn diesem Sport gehuldigt wird. Die Geschäfte schließen und Luxuszüge vermitteln den Verkehr mit der Richtstatt. Es ist ein trauriger Trost für das arme schwarze Opfer, daß Photographen seine letzten Momente auf die Platte bannen, und daß sich oft bereitwillig ein Diener des Herrn findet, der ihm die Freuden des Jenseits in den glänzendsten Farben schildert. Was soll man vollends sagen, wenn es vorkommt, daß Lynchurteile auf Theaterbühnen vollstreckt werden? In Jackson im Staate Georgia wurde der Negerpastor William Turner auf der Bühne des dortigen Opera-House gelyncht, und ein Neger, der den Weißen Frank Mitchell erschossen hatte, erlitt das gleiche Schicksal auf der Bühne eines Theaters in Livermore im Staate Kentucky. Die Zuschauer mußten in beiden Fällen Entree zahlen wie bei einer regulären Theatervorstellung, und nur jener Teil der Bürgerschaft, der nicht imstande war, sich das hohe Entree zu leisten,



Richter Lynch.

Die Selbst-Justiz des Volkes ist in Amerika sehr beliebt und verbreitet; jede Vollstreckung eines solchen Urteils löst Jubel bei den Massen aus.

protestierte gegen diese Art ästhetischen Vergnügens. Zum Schlusse eines jeden Lynchurteils wird ein solennes Revolverschießen auf den aufgeknüpften Neger eröffnet, das erst beendet wird, wenn die Leiche durchlöchert ist wie ein Sieb.

Man verabscheut auf der einen Seite den Neger als Rasse bis zum Haß, kann aber auf der anderen Seite hauptsächlich in den Südstaaten ohne ihn nicht fertig werden. Die 8½ Millionen Neger, die in den Vereinigten Staaten leben, haben es daher heute schlechter als in den Tagen der Sklaverei. Während man früher für sie sorgte und sie wie kostbare Haustiere pflegte, fühlt man heute keinerlei Verantwortung ihnen gegenüber und nutzt sie in der rücksichtslosesten Weise aus.

Die Kluft zwischen hüben und drüben ist unüberbrückbar. Selbst wenn einmal die Rassengegensätze ausgelöscht scheinen, treten sie im nächsten Augenblick um so stärker wieder in die Erscheinung. Als zum Beispiel vor einigen Jahren der Negergelehrte Booker T. Washington vom Präsidenten Roosevelt empfangen und sogar zu Tisch geladen wurde, meldeten tags darauf die Zeitungen, das Dienstmädchen in dem Hotel, wo er abgestiegen war, hätte sich geweigert, sein Bett zu machen, weil sie es unter ihrer Würde fand, einen Neger zu bedienen, Grund genug, daß sie wie eine Heldin gefeiert und von einem reichen Fanatiker vom Fleck weg geheiratet wurde. — Was nützt es dem Schwarzen, wenn er darauf hinweist, daß unsere Schatten alle dieselbe Farbe haben! In den Südstaaten muß er auf der Eisen- und Straßenbahn in abgesonderten Wagen, den sogenannten "Jim Crow Cars" (Krähenwagen) Platz nehmen, und auch in den Wartesälen, Restaurants usw. darf er sich nur dahin setzen, wohin ihn die Tafel mit der ominösen Aufschrift "for niggers" oder "for blacks" weist. Als vor einem Jahr die Metropolitan Opera nach Schluß der Saison eine Reise durch die Südstaaten unternahm, mußte sie in Atlanta Othello als Weißen auftreten lassen, denn ein Schwarzer, der auch nur im Schein des Rampenlichts eine weiße Frau besitzt und sie dann noch umbringt, wäre unbedingt von der Bühne heruntergeholt und gelyncht worden. Deshalb wurde auch das Stück "The Clansman" in den Südstaaten als zum Rassenhaß aufstachelnd verboten. Stücke wie "Uncle Tom's Cabin", die geeignet sind, Mitleid für das Schicksal des armen schwarzen Mannes zu erwecken, erfreuen sich in Amerika dagegen großer Popularität. Das hindert jedoch nicht, daß man in den Zwischenakten herausgeht, um einen Nigger zu lynchen.

So stumm und dumm man den Neger in Amerika auch zu halten trachtet, so gewaltsam und ungerecht man ihn das ganze Jahr unterdrückt, — es kommt ein Tag, wo sogar er etwas zu sagen hat: der Wahltag! Im Süden hat man es ihm zwar schon so sehr verleidet, sein politisches Recht der Stimmabgabe auszuüben, daß er es vielfach vorzieht, überhaupt nicht mehr zu wählen. Wozu soll er sich schließlich mit Revolvern von der Wahlurne verscheuchen lassen? Und was für einen Zweck hat es zu wählen, wenn die Wahlurnen erbrochen und die Stimmzettel der Neger vernichtet werden? Im sonstigen Amerika jedoch weiß man sich die Tatsache zunutze zu machen, daß der abstimmende Neger sich leicht umstimmen läßt. So gehen denn die Politiker mit ihren Frauen vor der Wahl fleißig zu "Aunt and Uncle", wie sie die alten Schwarzen ihres Distriktes dann nennen, erkundigen sich nach ihrem Befinden, nach dem Ausfall der Ernte, dem Wohlergehen des Maulesels, tauschen warme Händedrücke, klopfen ihnen wohlwollend auf die Schulter, bringen den Kleinen Zuckerzeug und trachten, sich überhaupt so beliebt als möglich zu machen. Man nennt dies "stumping" (Stimmen beeinflussen und gewinnen). In den Südstaaten praktiziert man diese Methode hauptsächlich, um die schwarzen Baumwollzüchter zu gewinnen. Deutlich zeigte es sich in Chicago während der letzten Wahlkampagne 1912, wo die 66 Negerdelegierten die Zunge an der Wage bildeten, und sowohl von den Taft- als auch von den Roosevelt-Leuten mit allen möglichen Aufmerksamkeiten traktiert, in den besten Hotels einlogiert, mit Champagner betrunken gemacht und mit Summen von 800 bis 3000 Dollars erwiesenermaßen bestochen wurden .... Nach der Wahl tritt natürlich das alte Vorurteil wieder in seine Rechte und der Schwarze hat nach wie vor nichts anderes zu gewärtigen als einen kräftigen Fußtritt.



Wenn man den „Nigger“ braucht!

Die menschenunwürdige Behandlung, die man in Amerika der schwarzen Einwohnerschaft angedeihen läßt, steht in schroffem Gegensatz zu der Liebenswürdigkeit, mit der man ihr in Wahlzeiten begegnet.

Die gelbe Gefahr.

Weshalb man eigentlich in Amerika die Chinesen "the Celestians", die Himmlischen, nennt, ist unerfindlich, denn die "Chinese Quarters" sehen der Hölle sicher bedeutend ähnlicher als dem Himmel. Solche Chinesenviertel gibt es nicht nur in New York, sondern fast in jeder größeren Stadt, besonders im Westen und Nordwesten von Amerika. Das berühmte und berüchtigte Chinesenviertel in New York zieht sich vom sogenannten "Bend" über die Mott- und Pellstreet hinüber.

Im allgemeinen hält sich der Weiße von dem Chinesen so fern als möglich und kommt mit ihm kaum in Berührung, außer wenn er ein chinesisches Restaurant besucht, um die beliebte Chop-suey, Bird's nest soup, Shark's Fins und andere Leckerbissen zu sich zu nehmen. Wenn man behauptet, daß Mäuse und Ratten das beliebteste Wildpret der Chinesen wären, so entspricht das nicht den Tatsachen. Außer gerösteter Hundeleber habe ich nie eine Speise auf einer chinesischen Menukarte angetroffen, die mir auch nur im geringsten bedenklich vorgekommen wäre.

Wer je in einer der zahlreichen Opiumhöhlen des New Yorker Chinesenviertels geweilt hat, wird den eigentümlich süßlichen Geruch des Opiums, von dem diese Katakomben erfüllt sind, nicht so schnell wieder los. Ein Bild, abstoßend und anziehend zugleich wie kaum ein anderes, bieten hier die weißen Opfer des Opiumlasters. In allen Stadien des Opiumrausches kann man sie da beobachten, wenn man eine Exkursion hierher unternimmt. Regungslos, mit halbgeschlossenen Augen, geben sie sich der Wollust des Genusses des schrecklichen Opiumgiftes hin, bis sie in den sogenannten "pipe-dream" sinken. Diese vom Schmutz starrenden schauerlichen Gifthöhlen sind es vor allem, die den Haß der Weißen gegen die mongolische Rasse der Chinesen wachhalten und schüren.

Dazu kommt, daß die Chinesen in Amerika nur ganz wenige Frauen ihres Blutes haben. Zurzeit wird Chinesinnen überhaupt nicht mehr die Einwanderung nach Amerika gestattet. Die schlitzäugigen Söhne des himmlischen Reiches sind daher darauf angewiesen, sich weiße Frauen zu halten, die sie den Gebrauch der Opiumpfeife lehren, um sie völlig in ihre Gewalt zu bekommen. Von der lüsternen und verbrecherischen Natur der Chinesen ist es schwer, einen richtigen Begriff zu geben. Der Fall der armen Elsie Siegel, die im Jahre 1908 im New Yorker Chinesenviertel von dem Kellner Leon Ling ermordet wurde, ist wohl noch in allgemeiner Erinnerung. Man ist des Verbrechers niemals habhaft geworden, alles, was man von ihm in die Hand bekam, war ein Koffer, in welchem sich 2000 Liebesbriefe von Frauen der besten amerikanischen Gesellschaft befanden . . . Leider ist ja die Zahl der weißen Frauen, die sich dem "hitting the pipe" ergeben und mit Chinesen zusammenleben, Legion. Zu welchen Ausschreitungen die perverse Sehnsucht vieler Amerikanerinnen, ihre Bekehrungsversuche auf das Chinesenviertel auszudehnen, schon geführt hat, ist in Amerika allgemein bekannt. Die armen Verblendeten haben vielleicht die beste Absicht, Gutes zu tun, das Ende aber ist stets, daß sie sich selbst zugrunde richten. Alle Versuche, die man in der letzten Zeit gemacht hat, im New Yorker Chinesenquartier Ordnung zu machen, sind fehlgeschlagen. Man hat wohl eine Anzahl der kleinen verräucherten Chinesenbuden niedergerissen, hat in den Katakomben unter denselben eine Unzahl von Skeletten weißer Frauen gefunden, deren Vorgeschichte unschwer zu erkennen war, aber trotzdem ist in der Hauptsache alles beim alten geblieben und wird wohl auch so bleiben. Viele der bedeutendsten Politiker New Yorks haben starke Eigentumsinteressen im Chinesenviertel, und das genügt vollauf, um jede einschneidende Reform unmöglich zu machen. So wird die gelbe Gefahr auch weiterhin eine der wichtigsten Kulturfragen New Yorks und ganz Amerikas bilden und wie der Drache, der das äußere Symbol Chinas ist, bekämpft werden müssen.



Im New Yorker Chinesen-Viertel.
Junge und auch ältere Damen der Gesellschaft bemühen sich mit Vorliebe um die „Mission" der Chinesen. Der Erfolg ist fast immer negativ.

Der „Pauper" und der Arbeitslose.

Ein altes amerikanisches Sprichwort besagt: "One half of the world does not know, how the other half lives" (Die eine Hälfte der Welt weiß nicht, wie die andere Hälfte lebt). Wenn irgendwo, so gilt dieses Wort in Amerika. Jede Stadt hat ja ihre Armenquartiere, nirgends aber sind die Angehörigen der besitzlosen Klassen auf so engen Raum zusammengepfercht wie in New York, wo im östlichen "Tenement-House Distrikt" zum Beispiel 290000 Menschen auf die englische Quadratmeile kommen. Selbst im übervölkerten China kommt derartiges nicht vor. Man kann sich denken, daß diese Armenquartiere der denkbar beste Keimboden für Verbrechen und Krankheiten aller Art sind. Dieses Elend beginnt an der Stelle, wo die Hochbahn in die Brooklyn-Brücke mündet. Nur wenige Schritte voneinander getrennt, spreitet sich hier auf der einen Seite Wohlstand, Reichtum und Gesundheit, während gleich drüben Not, Krankheit, Hunger und Verbrechen wüten.

Die ärgste Sorte von Unglücklichen stellen die Obdachlosen, die „postlagernd" in der Umgebung des Postgebäudes schlafen, oder unter der Brooklyn-Brücke, im City-Hall Park, Union-Square- und Madison-Square Park, sowie überall dort, wo eine Bank oder ein Bretterverschlag winkt. Da hocken und lehnen sie dann die Nacht über eng aneinander, Männer, Frauen und Kinder, klägliche Wracks der Weltstadt, und schlafen in Lumpen oder auch in Zeitungspapier gehüllt, den Schlaf des Gerechten, in welchem sie auch der vorübergehende Policeman nicht stört. Untertags durchwühlen sie mit einem Eifer, der sich sonst nur noch bei Schatzgräbern findet, die Küchenabfälle und Kehrichthaufen nach etwas Eßbarem. Natürlich sind diese sogenannten "Tramps" auch bemüht, sich auf irgend eine Weise ein paar Pennies zu verschaffen, denn sie haben eine ewige Sehnsucht nach "stale beer", wie man in Amerika die abgestandenen Bierreste nennt, die — aus schalen Neigen zusammengeschüttet — in großen Fässern eigens für dieses Publikum in den sogenannten "Joints" zum Verkauf gelangen. Trotzdem bettelt der Tramp nur im äußersten Notfall und wünscht nicht, mit dem professionellen Bettler verwechselt zu werden, der mit einer Flasche "Worcestershire Sauce" bewaffnet von Haus zu Haus zieht, um sich die erbettelten Speisen mundgerecht zu machen, falls er es nicht vorzieht, auf einem ererbten oder erheirateten Platz den Blinden zu mimen. Nach Schluß der „Geschäftszeit" verwandelt er sich dann in den scharfsichtigsten Zigarrenstummelsammler . . . .

Nicht unerwähnt möchte ich zum Schluß die sogenannte Bread-Line lassen, die von einer Anzahl von Wohltätern, unter welchen sich besonders der bekannte Cafétier Fleischmann hervortat, geschaffen wurde. Sie ist dazu bestimmt, jedem, der sich meldet, einen Laib Brot und eine Tasse Kaffee zukommen zu lassen, ohne jede Legitimationsprüfung, während die Polizeistationen und die öffentlichen Suppenanstalten die Armut nur dann unterstützen, wenn sie im Besitz aller erforderlichen Dokumente ist. Da stehen denn allnächtlich um zwei Uhr die Ärmsten der Armen, um die wohltätige Gabe in Empfang zu nehmen. Es ist ein Schauspiel von grotesker Tragik, dem sich niemand verschließen kann. Armselig gekleidet, zitternd und halb verhungert stehen die armen Leute da, während Millionärsautomobile vorübersausen. Man muß nur einmal die Blicke gesehen haben, mit denen der häufig mit einem Diamantenhalsband geschmückte Hund gestreift wird, der vorn neben dem Chauffeur sitzt, um eine Ahnung davon zu bekommen, was alles geschehen kann, wenn diese Parias vor Verzweiflung wild werden.

Die Idee der Brotlinie ist übrigens vielfach nachgeahmt worden, unter anderen hat sie die Heilsarmee auf zahlreichen öffentlichen Plätzen der ärmeren Stadtteile verwirklicht. So wird wenigstens für die allerdringendsten Bedürfnisse der Ärmsten gesorgt; aber dies alles vermag sie nicht vor der Morgue und dem Pottersfield (Armenfriedhof) zu retten.



Die „Brotlinie" der Arbeitslosen.
In unabsehbaren Reihen rücken die armseligen Ausgestoßenen der Gesellschaft allnächtlich heran, um das Laib Brot und die Schale Kaffee in Empfang zu nehmen, die ihnen unentgeltlich verabreicht werden.

Der amerikanische Farmer.

Der Großstädter Amerikas sieht im Bauer des Landes das Ideal der Einfachheit und Beschränktheit, verbunden mit einer für Amerika geradezu sträflichen Ehrlichkeit. Er nennt ihn gern "the honest farmer" und stößt sich nicht daran, daß er dies ehrenvolle Prädikat schon lange nicht mehr verdient. In der Stadt sticht der amerikanische Farmer durch seine auffallende Kleidung und sein bizarres Auftreten hervor. Im Hotel wendet man ihm die größte Aufmerksamkeit zu, weil er gewöhnlich das Gas ausbläst statt es auszudrehen und die gefährlichsten Versuche macht, sich seinen Zigarrenstummel am elektrischen Licht anzuzünden. Gewöhnlich kommt er zur Stadt nur, um sein Geflügel und seine Schweine zu verkaufen. Hat er Erfolg, so versäumt er nicht, sich einen kleinen Whiskyrausch anzutrinken, denn zu Hause muß er sich mit dem Apfelwein, dem sogenannten "Apple-Jack" begnügen, den er sich selbst zusammenbraut.

Wenn das Frühjahr kommt, schickt er Bilder und Prospekte von seiner Farm herum, um Sommergäste zu gewinnen. Er rühmt sich, den herrlichsten Wald und den größten See zu besitzen, erzählt Wunderdinge von den köstlichen Naturprodukten, mit denen er aufwarten kann, der ozonreichen Luft, der idyllischen Ruhe und dem unvergleichlichen Trinkwasser, das er bieten kann. Besonderes Gewicht legt er in seinen Anpreisungen auf die Tatsache, daß man bei ihm jeder Art von Sport nach Herzenslust obliegen könne, und mit Nachdruck betont er nicht zuletzt, daß sein Revier das wildreichste, sein Bach, Fluß oder See weit und breit der fischreichste sei. Da es in den amerikanischen Großstädten schon längst zum guten Ton gehört, mit Beginn der Regenperiode aufs Land zu gehen, um die ersten schönen Herbsttage wieder in der Stadt zuzubringen, findet er alljährlich Opfer in genügender Zahl.

Es dauert nicht lange, und der Sommergast revidiert sein Urteil über den "honest farmer" auf das gründlichste. Er bemerkt, daß der Haussegen an der Wand Nässeflecke verdeckt und daß die würzige Landluft, derentwegen er gekommen ist, hauptsächlich von dem Düngerhaufen bestritten wird, der die Spelunke garniert. Die jungen Hühner, die ihm versprochen sind, kommen tatsächlich täglich auf den Tisch, aber lebendig und nicht ohne deutliche Spuren ihres Erdenwallens auf dem Tischtuch zu hinterlassen. Da dieses gleichzeitig als Leintuch dient, hat er wenigstens die Illusion, mit den Hühnern zu Bett zu gehen. Die frische Milch ist ebenso eine Sage wie der „angenehme schattige Aufenthalt", denn der einzige Schatten, der weit und breit zu finden ist, rührt von den Reklameschildern her, die die Fabrikanten der nächsten Stadt bis hierher vorgeschoben haben. Die Betten sind mit Maisstroh gefüllt, aber da die Kolben nicht entfernt wurden, sind sie schwerlich das weichste, was man sich denken kann. Langweilig und einförmig vergeht Tag um Tag, es ist kalt, und es fehlt nicht viel, daß man Frostbeulen bekommt. Nur das berühmte Quellwasser ist warm. Abends auf der Veranda darf man sich nach Herzenslust von Moskitos zerstechen lassen. Manchmal würdigt einen die Frau des Hauses der Ehre ihrer Gesellschaft, aber nur, um einem zu erzählen, daß schon Sommergäste dagewesen seien, die zweimal hintereinander kamen; „der Gesundheit wegen", sagt die Gute. (Wahrscheinlich sind sie gekommen, die Gesundheit zu suchen, die sie im Jahr vorher hier verloren haben.) Daß die Preise geradezu unverschämt sind und sich durch diverse Extra-Rechnungen immer noch erhöhen, wenn man schon glaubt, jetzt ginge es nicht mehr höher, gehört mit dazu. Ebenso, daß der holde Nachwuchs des würdigen Farmer-Ehepaares sich nach Kräften bemüht, so zu zwitschern, wie die Alten sungen. Es ist nicht auszudenken, was diese kleinen Briganten dem Sommergaste alles zu expropriieren wissen, was er nicht unter Schloß und Riegel bewahrt.



„Ländlich-schändlich."

Auch die „biederen" Landleute verstehen sich schon gründlich auf die Kunst, arglose Sommerfrischler zu rupfen.

Das „schwache" Geschlecht in Amerika.

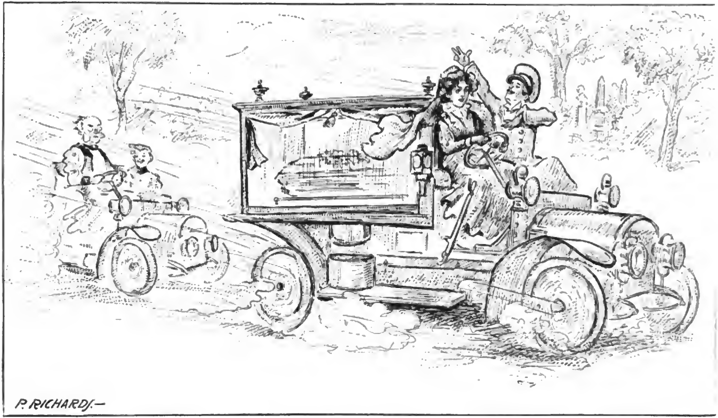
Ein großer Teil der amerikanischen Presse verfolgt in letzter Zeit die Tendenz, die Frauen Amerikas von dem Piedestal herunter zu holen, auf welches sie der Amerikaner gestellt hat. Manche von den ihnen teils gesetzlich, teils durch Gewohnheit und Tradition gewährten Rechten sollen den Frauen genommen werden, und ohne ungalant zu sein, darf man sagen, daß dies nur sehr in der Ordnung wäre. Ist doch die amerikanische Frau bisher einem heiligen Geschöpf gleich verehrt und angebetet worden wie in Indien etwa der bekannte weiße Elefant. Dies datiert aus den Tagen, da es sehr schwer war, nach den Minendistrikten und Cattle Farms (Rinderzüchtereien) Frauen zu ziehen. Die Abenteurer, welche damals hier ihre Tage fristeten, lebten in völliger Einsamkeit und waren so wenig in der Lage, ihr Dasein durch die Anwesenheit von Frauen zu verschönern, daß sie vor Glück um den Verstand zu kommen drohten, wenn einmal in längerer Zeit eine mauleselbespannte Postkutsche aus dem Osten Damenbesuch in ihre Einöde brachte. Da legten sie Sonntagskleider an, knüpften einen weißen Kragen an das alte, schmutzige Flanellhemd und veranstalteten tagelange Festlichkeiten. Natürlich hielten sie ihre Frauen nicht zur Arbeit an, sondern betrachteten sie als Geschenk und Gnade des Himmels. Kein Wunder, daß die Frauen es bald lernten, das Ansehen zu mißbrauchen, dessen sie sich erfreuten. Daß aber auch die Gesetzgebung und die öffentliche Meinung die Frau stark bevorzugte, bewirkte schließlich, daß die amerikanischen Frauen sich einen Bildungsgrad aneignen konnten, durch welchen sie dem Manne weit überlegen wurden. Mit der Zeit maßten sie sich daher alle Rechte des Mannes an, ohne seine Pflichten zu übernehmen.

Heute herrscht längst keine Not an Frauen mehr in den Vereinigten Staaten. Aber die grenzenlose Anbetung und Verherrlichung, die den ersten Frauen zuteil wurde, die hinkamen, hat sich erhalten. Nun mag ja ohne weiteres zugegeben werden, daß manche Amerikanerin allen Respekt verdient. Es gibt viele Frauen in Amerika die arbeiten können wie ein Mann, wenn die Notwendigkeit an sie herantritt, die jederzeit bereit sind, den harten Kampf ums Dasein aufzunehmen, ihn ihrem Manne zu erleichtern und ihm eine gute Kameradin zu sein. Sie sind ungezwungen und doch imponierend in ihrem Auftreten, selbständig im Handeln und stets an der Spitze aller sozialen und künstlerischen Bestrebungen. Aber dies alles rechtfertigt wohl nicht, daß die Männer in Amerika ihnen gegenüber die Rolle von Statisten spielen, die zu nichts gut sind, als zum Geldverdienen. Freilich sind die Männer in erster Reihe schuld daran, daß dem so ist. Sie stehen den Frauen nicht mit der nötigen Objektivität gegenüber und bewundern sie schrankenlos wegen jeder Kleinigkeit. Das Wort vom Gehorsam dem Manne gegenüber streicht die Amerikanerin aus der Trauungsformel, obwohl sie es sonst sehr genau mit der Bibel nimmt. Zum schwachen Geschlecht wünscht sei nur dort zu gehören, wo es ihr paßt, in Wahrheit versteht sie es vortrefflich, von ihren Ellenbogen Gebrauch zu machen.

Die amerikanische Frau wächst in dem Bewußtsein heran, daß es die selbstverständliche Aufgabe des Mannes ist, sie mit allem möglichen Komfort zu versehen.

Die gewissen romantischen Bedürfnisse, die die Amerikanerin hat, lassen sich gewöhnlich durch eine kleine Entführung stillen. Sie ist teils durch das fleißige sportliche Training, teils durch den zwanglosen Verkehr der beiden Geschlechter von klein auf wenig sinnlich veranlagt. Trotzdem gefällt sie sich in der Rolle der trauernden Witwe, nur so lange, als ihr Schwarz gut zu Gesicht steht. Nicht selten kommt es vor, daß sie sich noch am Grabe des Gatten verlobt, vorausgesetzt, daß sie nicht schon auf der Fahrt zum Friedhof Hand und Herz an den hübschen Chauffeur verloren hat!

Eine unbestritten leitende Stellung nimmt die amerika-



Der rasche Entschluß zum Eheschluß.

Im Lande der „unbegrenzten Möglichkeiten" kann es ganz leicht vorkommen, daß die junge Witwe sich noch während der Beerdigung ihres Gatten wiedervermählt.

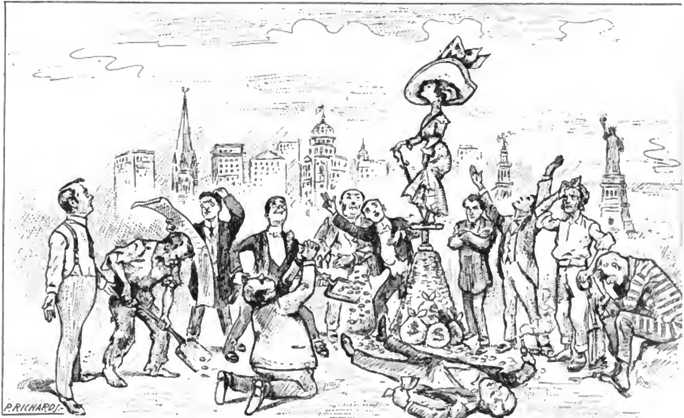
nische Frau auf dem Gebiete des Schulwesens ein. Gut zwei Drittel aller Schulen befinden sich in den Händen der Frauen, insbesondere die Volksschulen, die sogenannten "Grammar Schools". So wird den Jungen schon auf der Schulbank der richtige Respekt vor der edlen Weiblichkeit eingebläut.

Im Hauswesen obliegt der amerikanischen Frau die Repräsentation nach außen. Sie gibt den Ton des Hauses an, und der Mann stellt ihr die Mittel dazu in einer oft weit über seine Verhältnisse gehenden Weise zur Verfügung, denn der Glanz, den seine Frau dem Hause gibt, gilt ihm als sicherstes Zeichen seiner geschäftlichen Erfolge. In Dingen des Theaters, der Kunst und Literatur ist gleichfalls die Frau und nicht der Mann tonangebend. Er ist der sogenannte "Provider" (Verdiener), der Brunnen, aus welchem das Geld gepumpt wird. Der Mann ist desto stolzer auf sie, je mehr durch ihre kleinen Hände rinnt, und er brüstet sich mit nichts lieber, als damit, daß es seine Frau nicht nötig habe, zu arbeiten und zu verdienen.

Im öffentlichen Leben ist die Amerikanerin nicht weniger als daheim gewöhnt, als absolute Herrscherin aufzutreten. Dies drückt sich deutlich in ihrem Gang und in ihrer Sprache aus. Die Literatur ist stets, auch wenn sie es nicht verdient, bereit, für sie in die Schranken zu reiten, und der gottselige Heinrich Frauenlob im alten Mainz hat in den Vereinigten Staaten zahlreiche Nachfolger, die sich in Lobhudeleien nicht genug tun können. Natürlich werden diese sonderbaren Schwärmer mit allen möglichen Prädikaten von den Frauen, die sie verherrlichen, ausgezeichnet, während dagegen Männer wie John W. Alexander, der Präsident der nationalen Kunstakademie, und Dr. D. A. Sergant, Professor der Universität, in Acht und Bann getan werden, weil sie behaupten, daß die Amerikanerin ihren weiblichen Charme verliere, daß sie immer männlicher werde, und infolge ihrer immer breiter werdenden Schultern, der größer werdenden Hände und Füße und der immer schmäler werdenden Hüften bald nicht mehr von der Figur des Mannes zu unterscheiden sein werde. Wer der Amerikanerin aber zu schmeicheln versteht, muß um seine Zukunft nicht bange sein. Jeder Zeichner und Maler, der sich "the beautiful american girl" zum Motiv wählt, kann auf Popularität rechnen. Der arme Karikaturist aber, der es wagen würde, die Reize der Amerikanerin in seinen Blättern in Zweifel zu ziehen, dürfte mit Sicherheit darauf rechnen, nicht nur von den beleidigten Frauen, sondern auch von seinen Geschlechtsgenossen gelyncht zu werden. Erst kürzlich wurde der Schriftsteller Graham Phillips von einem Fanatiker namens Fitzhugh Goldborough erschossen, weil er es gewagt hatte, in einer Novelle die Amerikanerin etwas unsanft anzufassen.

Wenn man mit einer Amerikanerin spricht, merkt man bald, daß sie es für selbstverständlich hält, schön gefunden zu werden. Ihre Schönheit zu erhalten, ist ihre vornehmste Sorge. Der Pflege ihres Körpers widmet sie die denkbar größte Aufmerksamkeit und gebraucht Manieure, Pedicure und alle möglichen Massagen mit einer bewundernswerten Hingebung. Oft schläft sie mit einer beschwerlichen Gesichtsmaske, um ihren Teint zu bewahren, und erduldet die unglaublichsten Torturen, um sich die „schöne Linie" zu erhalten, der zuliebe sie meist freiwillig auf Kindersegen verzichtet. Aus ihren Schönheitsbestrebungen macht sie übrigens kein Geheimnis und gebraucht auch in der Öffentlichkeit gern die Puderquaste.

Der Amerikaner hat selbst seine Frau zu dem gemacht, was sie heute ist, und wenn ihm anfängt, vor ihrer Gottähnlichkeit bange zu werden, so muß er sich, wenn ihm das auch nichts hilft, sagen, daß es nie so weit gekommen wäre, wenn er klüger gewesen wäre. Aber da hat er nun Jahre und Jahrzehnte lang Dollar auf Dollar getürmt, um den Altar, auf dem er seine Frau sehen wollte, nur ja recht hoch zu machen. Es wird ihm nichts weiter übrig bleiben, als so fortzufahren wie bisher, wenn er auch dabei oft in Schmach und Schande im Gefängnis oder durch Selbstmord zugrunde geht. In Amerika aber wird es aussehen wie in der Schweiz zur Zeit Wilhelm Tells: Die Stange mit dem Hute, vor dem jeder seine Reverenz zu erweisen hat, ragt hoch über das Land, aber der Hut darauf gehört nicht Seiner Exzellenz dem Herrn Geßler, sondern Ihrer Kaiserlichen Majestät der AMERIKANERIN!



Die Verherrlichung der Frau in Amerika.

Die amerikanische Frau hat es besser als ihre Schwestern in anderen Ländern. Unablässig ist der Amerikaner bemüht, den goldenen Sockel auf den er sie gestellt hat, zu erhöhen.

Ausklang.

Ich zweifle nicht daran, daß in der Zeit, die zur Anfertigung der vorstehenden Blätter erforderlich war, sich gar manches in New York und Amerika geändert hat. Man lebt ja so schnell in dieser schnellsten aller Welten, wo die Häuser unten schon abgerissen werden, während man oben noch mit der Fertigstellung des Dachstuhls beschäftigt ist. Mag man mich jedoch immerhin da oder dort Lügen strafen, — ich bin jederzeit bereit, jede einzelne meiner Behauptungen bereitwilligst zurückzunehmen. Wenn es sein muß, will ich mit tausend Freuden zugeben, daß es auch ehrliche Polizisten in Amerika gibt, Männer, die nicht Tabak kauen, Leute, die nicht nach dem Dollar jagen, und Frauen, die gute Gattinnen und Mütter sind. Es fällt mir auch nicht ein, mich in einen Disput mit Goethe einzulassen, der von Amerika sagte: es wäre besser daran, „als unser Kontinent der alte", und ich anerkenne gern die Ritterlichkeit und Großmut, die in jedem zweiten Amerikaner steckt, seine Gastfreundlichkeit und alle die vielen anderen glänzenden Eigenschaften, die ihm innewohnen. Ich anerkenne ferner, daß Europa allen Grund hat, Amerika für vieles dankbar zu sein.

Fragt man mich nun, warum ich dann all dies Schöne und Gute übergangen und nur das Schwache und Lächerliche Amerikas in den Bereich meiner Betrachtungen gezogen habe, so wasche ich meine Hände in Unschuld und bemerke (harmlos wie ich nun einmal bin): weil ich in diesem Werke überhaupt nichts von meinen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen mitteilen wollte, sondern weil es mir lediglich darauf ankam, Amerika so zu zeigen, wie es mir und meinen Kollegen in der Ausübung unseres viel geschmähten Berufes erscheinen soll und muß, nämlich:

„durch die Lupe der Karikatur!"



